

Mathias Leopold

ARMANTIN

Kur z g e s c h i c h t e n

2016 - 2018

ESNOSTRA

**ARMATIN - Kurzgeschichten
2016 - 2018**

Mathias Leopold

Dies ist eine Kurzgeschichtensammlung aus dem
ARMATIN-Universum. Mehr kostenlose
Kurzgeschichten sind erhältlich unter
www.armatin.net

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne
Zustimmung des Autors unzulässig. Dies gilt
insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und
öffentliche Zugänglichmachung.

©2016 - 2018 Mathias Leopold

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Danksagung.....	6
verschollen im Nebelgebirge.....	8
die Legende von Tulvar.....	18
Erstag.....	26
Zweitag.....	31
Mittwoch.....	36
Viertag.....	41
Freitag.....	46
Rettungskapseln.....	54
Technisch verwandt.....	62
Eine letzte Chance.....	70
Was zusammen gehört.....	76
Die Bruderschaft der Könige.....	81
Bewährungsprobe.....	89
Der blinde Friseur.....	97
Vier Drillinge.....	103
Container.....	108
Gagarons Erkenntnis.....	114

Vorwort und Danksagung

Zum zweiten Mal bringe ich einen Sammelband meiner Kurzgeschichten heraus, dieses Mal alle Geschichten zwischen 2016 und 2018. Zusammen mit dem vorherigen Sammelband (2013-2015) sind alle bislang erschienenen Geschichten darin erfasst.

Seit Ende 2013 schreibe ich Science-Fiction Kurzgeschichten und habe diese bislang fast ausschließlich auf meiner eigenen Webseite www.armatin.net veröffentlicht. In diesem eBook gebe ich einen vollständigen Überblick über alle zwischen 2016 und 2018 erschienenen Kurzgeschichten. Ich habe sie chronologisch sortiert, damit sie aufeinander aufbauen können.

Natürlich werden auch weiterhin kostenlose Kurzgeschichten auf armatin.net erscheinen, es lohnt sich also, dort immer mal wieder vorbeizuschauen oder sich vielleicht auch im Rundbrief anzumelden.

Ich persönlich sehe meine Kurzgeschichten als integralen Bestandteil des ARMATIN-Universums und auch aller Bücher an. Sie dienen als Bindeglieder zwischen den Büchern, erklären Elemente, die in den Büchern den Geschichtsfluss stören würden und machen die Gesamterfahrung einfach rund. Sicherlich kann es vorkommen, dass der eine oder andere einzelne Elemente aus den Geschichten noch nicht zuordnen kann, später aber einen »Aha!«-Effekt haben wird, wenn er weitere Geschichten liest. Somit sollen die Geschichten natürlich auch Lust auf mehr machen, richten sich aber nicht unbedingt immer an den »neuen Leser«.

Ich danke Gott, dem Herrn, für alle Inspiration, für alle Bewahrung (im kreativen Bereich und auch überall sonst) und für die Lust am Schreiben!

Und jetzt viel Spaß mit den Geschichten!

Euer

Mathias Leopold

verschollen im NEBELGEBIRGE

Die Sonne ging unter und er fror. Noch konnte er das letzte Licht auf seiner Haut spüren, aber bald schon, wenn seine einzige Wärmequelle hinter den anderen Bergen verschwunden war, würde es hier noch viel kälter. Nately kauerte sich noch etwas weiter an die Felswand hinter ihm und zog die Beine enger an seinen Körper. Sein Atem, der nur noch langsam ging, bildete Wölkchen vor seinen Augen, die sich rasch wieder auflösten. Das also würde seine letzte Nacht hier auf ARMATIN sein. So hatte er sich das nicht vorgestellt, als er vor drei Tagen aufgebrochen war, um dieselbe Reise wie sein Vater und sein Großvater zu machen ...

Natürlich war es nicht seine erste Bergwanderung. Wenn man in BLANCOMONTIA lebt und dann auch noch am Fuß des NEBELGEBIRGES hatte man nicht viele andere Möglichkeiten, seine Zeit zu verbringen als mit Bergwanderungen. Oder man musste das Land verlassen und woanders auf ARMATIN siedeln. Bergsteigen lag bei seiner Familie im Blut und so wunderte er sich sehr, als sein Vater seine Routenwahl kritisierte.

»Sie ist zu lang!«, sagte er, während sie beide auf die rote Linie auf der Karte sahen, die auf dem Esstisch in der Küche lag.

»Deine war auch nicht viel kürzer«, erinnerte Nately seinen Vater und deutete auf die Karte, die an der Wand über der Tür hing. Auch er hatte nach dem Ende seiner Schulzeit eine Bergwanderung über das NEBELGEBIRGE gemacht, bevor er dann Schreiner geworden war.

»Ja, aber ich war auch früher im Sommer unterwegs gewesen. Da gab es noch keinen Schnee in der Nacht, aber Du wirst da oben sicherlich in den Schnee kommen. Warum gehst Du nicht weiter westlich über das Gebirge? Da ist es nicht so hoch und es ist nicht so weit«, schlug Miran vor.

»Du und Opa seid später auch noch weiter östlich unterwegs gewesen. Alleine! Und das habt ihr auch geschafft«, wandte Natem ein. »Ich klettere in den Bergen schon seit ich zehn bin, Papa. Ich kenne sie gut und ich schaffe es!« Seine Mutter kam in diesem Moment in die Küche und stieg mit einem großen Schritt über die moderne Ausrüstung, die er sich für den morgigen Start schon zusammengestellt hatte.

»Er ist kein kleiner Junge mehr, Miran«, erinnerte sie.

»Es passt mir trotzdem nicht!«

»Ich habe doch das Funkgerät die ganze Zeit dabei. Und wenn irgendetwas passiert, melde ich mich sofort bei Euch!«, versprach Natem. Sein Vater musterte ihn eingehend.

»Du bist wirklich kein kleiner Junge mehr«, sagte er schließlich resignierend und lächelte ihn dann an. »Du bist umsichtig und stark und ausdauernd geworden. Und stur! Du wärest sicherlich ein genauso guter Forscher wie dein Großvater.«

Natem dachte an seinen Großvater. Leider war er gerade nicht hier auf ARMATIN, er war wieder mit einem Raumschiff unterwegs, um andere Völker zu erforschen.

»Also, darf ich die Ostroute nehmen?«

Er durfte. Sein Vater hatte ihn selbst ganz früh morgens nach POSTEN gebracht, einem kleinen Ort mit einem Netz von Wanderwegen in das Gebirge. Die

Sonne war noch nicht aufgegangen, da nahm er seinen Vater noch einmal in die Arme und verabschiedete sich von ihm.

»Wir sehen uns auf der anderen Seite. Und vergiss nicht, wir wollen morgens, mittags und abends jeweils eine kurze Meldung von Dir. Und wenn Du in Schnee kommst ...«

»Keine Sorge, Papa. Ich habe alles dabei und ich werde mich melden. Aber jetzt muss ich gehen!«

Natem hob den Rucksack auf den Rücken, der sich auf das Kommando »Schnallen zu!« selbst an ihm befestigte. Die beiden Wanderstöcke hingen an der einen Seite, ein Pickel an der anderen Seite. An seinem breiten Gürtel hing das Funkgerät und ein Positionsmelder. Die Straßen waren alle nur schwach erleuchtet, als er sich auf den Weg zu den Wanderstrecken machte. Bevor er dann hinter einer Abzweigung verschwand, die ihn höher ins Dorf brachte, winkte er seinem Vater noch einmal zum Abschied. Das Gefühl von Freiheit machte sich in ihm breit, als er das Dorf hinter sich ließ und freie Sicht auf die NEBELBERGE vor sich hatte. Auf den Spitzen weiter östlich gab es sogar noch Schnee – selbst jetzt im Doldus, im Hochsommer. Seine Route war jedoch schneefrei. Frohen Mutes ging er bis fast zum Mittag über die ausgeschilderten Wanderwege, die er als kleiner Junge auch schon mit seinem Vater gewandert war. Und dann bog er von den ausgetretenen Pfaden ab auf eine Strecke, die kein Hobbywanderer oder Tourist je benutzt.

Die Sonne war weg. Der Himmel war heute klar, im Gegensatz zur letzten Nacht würde es heute extrem kalt werden. Er hatte nichts mehr zu Essen dabei und

trank das letzte bisschen kalte Wasser, was er noch hatte. Er war müde.

Hätte er vielleicht heute doch noch den Abstieg wagen sollen? Vielleicht wäre er dann beim Versuch gestorben, ohne Sicherung die rutschige Wand wieder herunterzukommen. Aber vielleicht war das besser als jetzt hier oben langsam zu erfrieren. Er erwartete keine Hilfe mehr. Gestern waren ein paar Sonden auf der Suche nach ihm über den Berg geflogen. Er war aufgesprungen und hatte gewunken, aber es war schon zu spät gewesen. Die elektronischen Augen in der Luft hatten ihn nicht gesehen. Danach hatte er nichts Menschliches mehr gesehen. Keine Flugzeuge, keine Sonden, nichts. Statt dessen hatte er nur Vögel gesehen, auch größere. Hier wäre ein idealer Platz für ein Nest der großen Bergamden, die Könige der Lüfte über den Bergen. Auch jetzt, in der Dämmerung, konnte er immer noch welche sehen, die über dem Berg ihre Kreise drehten.

Der erste Tag und die erste Nacht waren sehr gut verlaufen, er war wie geplant vorangekommen und sogar früher als gedacht in seinem Nachtlager angekommen. Ein Lagerfeuer und sein Schlafsack hielt ihn in der Nacht warm und die Tiere fern. Vor dem schwierigen Aufstieg hatte er am nächsten Morgen noch gut gegessen und sich mit der Glut des Feuers etwas Heißes zu trinken gemacht. Es war zwar Sommer, aber am frühen Morgen konnte er auf dem kargen Südhang des Berges trotzdem nicht auf eine Jacke verzichten. Mit dem Fernglas hatte er im frühen Licht seine Route über den Berg betrachtet. Sie war bis zum Hochpass schneefrei, wie erwartet. Sein Ziel war, abends auf der anderen Seite des Berges sein Lager zu

errichten, wenn er knapp die Hälfte des Abstiegs wieder hinter sich hatte.

»Ich gehe dann wieder los«, informierte er seine Mutter, die das Gespräch über Funk entgegengenommen hatte.

»Sei vorsichtig«, bat sie ihn.

»Das bin ich doch immer!«

Aber wie junge Männer in seinem Alter waren, dienten seine Worte eher der Beruhigung seiner Mutter als der ganzen Wahrheit zu entsprechen. Er packte seine Sachen in den intelligenten Rucksack zusammen, löschte das Feuer und dann ging es los. Zuerst noch mit den Wanderstöcken, doch als der Berg steiler wurde, zog er sich seine Kletterausrüstung an. Am Seil gesichert ging es immer weiter hinauf und er genoss den Ausblick. POSTEN konnte er erkennen, weiter im Süden die Mosaik der weiten Felder seines Landes. Doch dann frischte der Wind auf und Nebel kam über die Gipfel des Berges nach unten geweht, als es Mittag wurde. Immer öfter sah er auf sein Infogerät, um sich über das Wetter auf dem Laufenden zu halten. Damit er schneller an das Gerät kam, hing er das Positionssignal und das Funkgerät an seinen Rucksack. Auf einem schmalen Vorsprung machte er eine kurze Mittagspause, als ein kalter Regenschauer über ihm niederging.

»Warte, bis der Berg wieder trocken ist!«, warnte ihn sein Vater über Funk. Aber bei all dem Nebel war er sich sicher, dass es bis zum Abend nicht mehr trocken wurde. Der Fels war auch nicht so glatt wie er selbst befürchtet hatte.

»Ist gut«, bestätigte er noch, aber als der Regen nachließ, ging er weiter.

Ihm war kalt, aber die Kälte störte ihn nicht mehr. Müdigkeit schien alles zu überdecken. Er lag auf dem kalten, nackten Stein. Die Bergamden machten einen Riesenlärm während sie sich seinem Vorsprung näherten. Natem fand, dass es schon seltsam war, dass die Amden ausgerechnet jetzt in der Nacht hier ein Nest bauen wollten. Es rauschte in seinen Ohren, als sich ein gigantischer Vogel flügelschlagend auf seinem Vorsprung niederließ. Doch statt mit ihren üblichen gellenden Schreien zu rufen, knurrte diese Bergamde. Und eine blecherne Stimme sagte:

»Nein, heute Nacht kommen wir nicht mehr herunter.«

Das war ein seltsames Benehmen für einen Vogel und Natem versuchte, das Tier genauer zu erkennen. Doch dann war etwas Warmes über ihm und deckte ihn völlig zu. Es hatte einen starken Geruch, der aber nicht unangenehm war und war weich wie Federn.

»Schlafe, Natem, morgen gehen wir nach Hause«, war das letzte, das er hörte, während die seltsamen Amden wieder knurrten.

Hundert Meter weiter oben fand er zwei abgebrochene Haken. Er erkannte den weiteren Weg nicht mehr klar im Nebel. Noch höher konnte er immer mal wieder einen Felsvorsprung sehen, fast senkrecht mehr als hundertfünfzig weitere Meter nach oben. Mit dem Fernglas konnte er zwischen den Nebelfetzen etwas erkennen, dass wie eine weiße Markierung knapp über dem Vorsprung wirkte. Dort war der Weg, hoffte er. Er holte den Seilwerfer aus seinem Rucksack, legte durch den ganzen Nebel auf die Markierung an und drückte ab. Der erste Schuss ging daneben und er ließ das Seil wieder auf den Werfer aufrollen. Der zweite Schuss saß besser und die Stahlspitze bohrte

sich in den Felsen über dem Vorsprung. Das Seil zog sich stramm und er begann mit dem Aufstieg. Die Bergwand war nass und rutschig, viermal verlor er den Halt, rutschte ab und blieb im Seil hängen, aber immer noch schaffte er es, weiter nach oben zu kommen. Es ging nur Zentimeter für Zentimeter voran und seine Beine zitterten unter der Anstrengung. Seine Finger wurden taub und er bekam Angst. Nur noch zwei Meter trennten ihm vom Felsvorsprung, da verlor sein linker Fuß wieder den Halt. Er blieb im Seil hängen, doch von oben riss ein Feldbrocken los und stürzte an ihm vorbei. Der Haken, an dem das Seil befestigt war, hing noch drin und er spürte, wie das Seil durch seine Sicherung rutschte. Er würde das Seil verlieren! Schnell fasste er wieder Fuß, doch dann verhedderte sich das rutschende Seil in seinen Stöcken und riss an seinem Rucksack. Er hatte riesiges Glück, nicht selbst von der Wand gerissen zu werden, aber mit dem zusätzlichen Gewicht des Seils und des Felsens daran konnte er keinen Zentimeter weiterklettern. Er konnte auch keine Hand von der Felswand lösen, um das Seil aus den Stöcken zu befreien. Um zu überleben hatte er nur die Wahl, seinen Rucksack aufzugeben, und das schnell.

»Schnallen auf!«, rief er, während er sich an der Wand mit tauben Fingern festklammerte, die Sprachsteuerung seines Rucksacks gehorchte sofort, er fühlte sich sofort erleichtert. Der Rucksack machte großen Lärm, als er wieder und wieder gegen die Felswand schlug und schließlich irgendwo vielleicht dreihundert Meter tiefer liegen blieb. Mit letzter Kraft schaffte er es auf den feuchten Vorsprung, der vielleicht drei mal vier Meter groß war. Er trug nur noch das, was er am Körper hatte: Etwas Wasser in der Flasche am Gürtel und das Infogerät, das hier keinen Empfang hatte. Sonst nichts. Er war auf sich allein gestellt.

Er wurde langsam wach und stellte zuerst erstaunt fest, dass er noch lebte. Als er die Augen öffnete, nahm er gedämpftes Licht wahr. Er lag unter etwas wie einem warmen Zelt, das aus weichen, halbtransparenten Lappen zu bestehen schien. Sie waren überall, auch unter ihm, nur eine der Seitenwände schien aus einem warmen, sandfarbenen Fell zu bestehen. Er nahm wieder diesen starken Geruch wahr, es roch lebendig und etwas erdig.

Kehliges Knurren schreckten ihn auf.

»Bist du wach geworden?«, fragte dazwischen eine blechern klingende Stimme. Und dann riss das Zelt oben auf und ein großes Gesicht mit vielen Zähnen sah hinein. Er war sich nicht sicher, ob das Gesicht zu einem Vogel oder zu einem Raubtier gehörte. Große, strenge Augen sahen ihn an und unwillkürlich schob er sich auf seinen Armen und Beinen etwas nach hinten. Wieder knurrte das Wesen und die blecherne Stimme sagte: »Du musst keine Angst haben. Ich bin ein Freund von deinem Großvater.«

Natem erkannte, dass die Stimme aus einem Gerät kam, dass das große Wesen um seinen Hals trug. Und dann erkannte er auch, dass das Zelt ein Flügel war und dieses Wesen ihn darunter gewärmt hatte. Plötzlich erinnerte er sich daran, wo er einen solchen Kopf schon einmal gesehen hatte: auf Bildern, die sein Großvater ihm von seiner Forschungsreise gezeigt hatte.

»Sie sind ein Rhloa!«, erkannte er plötzlich begeistert. Natem war es nicht mehr kalt, die Sonne schien schon von Osten auf das Plateau. Seine Glieder waren alle noch etwas taub.

»Ja«, knurrte das Wesen und Natem war versucht, seinen Gesichtsausdruck als Lächeln zu interpretieren.

»Gestern konnte ich dich noch nicht mit runter nehmen, aber heute bist du wieder kräftig genug zum Fliegen!«

Der junge Mann sprang auf und befreite sich aus dem Flügel, der immer noch um ihn geschlungen war. Er trat einen Schritt zur kalten Felswand zurück, während sich der Rhloa auf seine Hinterläufe mit den großen Krallen setzte. Er war gut und gerne vier Meter hoch und als er seine hautschuppenbedeckten Flügel reckte, verdunkelte er die aufgehende Sonne mit einer Spannweite von mehr als acht Metern. Der Rhloa faltete seine Flügel wieder an der Seite seines kräftigen Körpers und streckte auch die schlankeren Vorderbeine, deren Pfoten eher an Hände erinnerten.

»Unglaublich!«, rief Natem begeistert.

»Hast du wieder Kraft in den Fingern?«, fragte der Rhloa. Der Junge bewegte seine Hände und griff ein paarmal zu.

»Noch nicht ganz.«

»Bewege deine Hände! Du wirst gleich fest zupacken müssen, um dich auf meinem Rücken zu halten«, wies der Rhloa ihn an. Er ließ sich wieder auf dem Boden nieder und nahm jetzt den größten Teil des Felsvorsprungs ein. Sein Kopf war jetzt ganz dicht vor dem des Jungen und er konnte gar nicht anders und ließ seine kalten Finger durch das dichte, weiche Fell des Rhloa gleiten. Es schien ihn nicht zu stören.

»Wie heißen Sie eigentlich?«, fragte Natem. Der Rhloa stieß ein Knurren aus, das sich in etwa anhörte wie *Rr'treem*, aber der Übersetzer um seinen Hals schwieg.

»Schwierig für Menschen, ich weiß«, kommentierte er. »Dein Großvater kann es auch noch nicht.«

»Woher kennen Sie ihn?«, wollte Natem wissen.

»Ich bin der Botschafter meines Volkes hier auf ARMATIN. Dein Großvater gehörte zur menschlichen Kontaktgruppe, als ich hier angekommen bin. Ich

kenne ihn aber schon, seit wir uns auf meiner Heimatwelt begegnet sind.«

Rr'treem beugte sich zu ihm hinunter und schnupperte an ihm. Warmer Atem blies ihm über die Hände, die Arme und ins Gesicht.

»Lege deine Hände an meinen Hals, da werden sie schneller warm«, empfahl der Rhloa und hob seinen Kopf ein Stück. Sie schwiegen einen Moment und Natem sah in die großen, kompliziert wirkenden Augen des fliegenden Wesens. Hatte er wirklich drei unterschiedliche Pupillen in nur einem Auge?

»Ich war übrigens gerade zufällig in BLANCOMONTIA, als ich von der vergeblichen Suche nach einem jungen Mann hörte. Ich sprach mit deinem Vater, er bat fragte mich, ob ich nicht helfen könnte. Und jetzt klettere auf meinen Rücken!«, sagte der Botschafter und ließ sich noch etwas weiter herunter. Natem kletterte vorsichtig auf das massive hintere Bein und zog sich weiter, bis er längs auf dem Rücken des Rhloa lag. Mit beiden Händen griff er fest an die muskulösen Flügelansätze zu beiden Seiten.

»Die Sonden haben mich nicht gefunden und die haben die besten Sensoren des ganzen Planeten«, wunderte sich Natem. Er spürte, wie der Rhloa sich auf die Kante des Vorsprungs zubewegte. Angst lief durch seinen ganzen Körper, als er spürte, wie das Wesen von einer anderen Welt sprang. Und dann rauschten schon die Flügel im Wind, während sie von der Felswand wegflogen.

»Sicherlich, aber sie sind sicher nicht so gut, wie die Augen eines Rhloa. Denn wir sehen viel mehr als bloß Farben und Formen«, knurrte es von irgendwo unter ihm.

»Was denn noch?«, rief Natem so laut er konnte, während der Wind an seinen Haaren zerrte.

»Das Leben!«

die Legende von TULVAR

Etwas komisch fühlte sich Renik schon, als er hörte, dass die *Iridium* nach TULVAR unterwegs war. Er hatte Geschichten über den Gasriesen gehört, bevor er mit seinem Vater an Bord gegangen war, Geschichten von Geistern und von Raumschiffen, die plötzlich spurlos verschwunden waren. Aber sein Vater war der Sicherheitskommandant des Schiffes und da seine Mutter schon früh gestorben war hatte er keine andere Wahl, als mit auf die Reise zu gehen. TULVAR war nur eine Station, hier sollten das kleine Schiff eine autonome Überwachungsstation zurücklassen, sie sendebereit machen und dann weiter fliegen.

»Hast du schon mal Geister gesehen?«, fragte Renik seinen Vater beim Frühstück. Der Junge hatte keine gute Nacht gehabt, seine Gedanken hatten sich die ganze Zeit um TULVAR und die Geschichten gedreht, die er darüber gehört hatte.

»Im All? Nein«, sagte sein Vater knapp, steckte sich noch ein Stück Toast in den Mund und las weiter die Berichte der Nacht.

»Und sonst?«, fragte Renik weiter. Sein Vater legte den Bericht beiseite und sah Renik aus seinen strahlend blauen Augen an. Erst jetzt schien er zu bemerken, dass sein Sohn das Frühstück kaum angerührt hatte.

»Du machst dir Sorgen wegen der ganzen Geschichten, die man sich erzählt, was?«, fragte der Sicherheitskommandant. Renik nickte nur.

»Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie einen Geist gesehen. Für die meisten Sachen, die passieren, gibt es gute Erklärungen. Und für den Rest haben wir diese Erklärungen nur noch nicht gefunden«, sagte er beruhigend.

»Aber was ist denn mit den Schiffen, die hier spurlos verschwunden sind?«, bohrte Renik weiter und spielte mit dem Löffel in seinen Frühstücksflocken.

»Ich weiß nur von einem Schiff, das hier verschwunden ist«, sagte sein Vater ernst. »Und dieses Schiff ist nach dem letzten Funkspruch in den Gasriesen gestürzt, weil es die Gravitation falsch berechnet hat.«

Renik ließ das erst einmal so stehen und aß dann doch noch sein Frühstück. Sein Vater machte sich danach auf den Weg zu seiner Station während er das Geschirr in den Abwaschschrank räumte und danach in den Fernunterricht einschaltete. Doch während er mit Klassenkameraden, die über den ganzen Raum in der Gemeinschaft verteilt waren, etwas über unterschiedliche Bäume lernte, war er nur mit halbem Kopf bei der Sache.

Nach dem Unterricht ging er zum Maschinenraum der *Iridium*, wo er wieder auf den technischen Kommandanten traf. Pietro war immer froh, wenn Renik kam und ließ sich gerne von dem Jungen ablenken.

»Nur ein einziges Schiff ist verschwunden, sagt mein Vater«, sagte Renik mit deutlichem Vorwurf in der Stimme.

»Nur eines der Gemeinschaft, das ist richtig«, lenkte Pietro ein und lugte unter der Konsole hervor, unter die er sich gelegt hatte. »Von den Piratenschiffen hat er dir aber sicherlich nichts erzählt.«

»Piraten?«, wiederholte Renik erschüttert. Pietro grinste und kam mit einem Schraubenschlüssel unter der Konsole hervor.

»Keine Sorge, sie meiden das Gebiet mittlerweile. Früher hatten sie hier eine geheime Basis, aber die haben sie vor mehr als vierzig Jahren verlegt.«

Umständlich kam Pietro wieder auf die Beine.

»Und woher weist du das?«

»Mein Vater war einer von ihnen«, gab Pietro zu und beugte sich verschwörerisch auf den Jungen zu.
»Aber das weiß hier an Bord niemand.«

Renik setzte sich auf einen Stuhl und seine Beine baumelten in der Luft, während er dem alten Techniker dabei zusah, wie er ein Kontrollpult aus der Konsole löste.

»Die Piraten haben einige Schiffe hier verloren«, erzählte Pietro weiter. »Ein paar sind einfach verschwunden, bei anderen scheint die Mannschaft verrückt geworden zu sein und hat das Schiff selbst zerstört. Es sind Leute verschwunden, die dann auf anderen Schiffen wieder aufgetaucht sind. Einfach so.«

»Und was haben sie gesagt, was passiert ist?«

»Sie konnten sich nicht erinnern.«

Renik schwieg eine Weile und dachte darüber nach. Er hatte von Staub gehört, der auch durch Schutzsilde ging und von seltsamen Träumen und von Stimmen, die man hörte, wenn man hier bei TULVAR war. Aber sein Vater glaubte das alles gar nicht.

»Hat dein Vater auch den Staub gesehen?«, fragte Renik.

»Er hat ihn nicht selbst gesehen, aber sein bester Freund hat einmal den Staub durch das Schiff wabern sehen. Er leuchtete und bewegte sich in alle Richtungen gleichzeitig. Es wurde ihm eiskalt dabei und dann ist er weggelaufen, bevor der Staub ihn erreichen konnte.«

»Pietro, komm bitte mal in die Landebucht. Wir haben hier ein Problem mit der Sonde«, hörten sie plötzlich die Stimme des Kapitäns aus dem Lautsprecher.

»Bin gleich da!«, antwortete der Techniker und legte das ausgebaute Teil auf den Boden neben der Konsole.

»Ich komme morgen wieder«, versprach Renik und ging nach Hause.

Im gemeinsamen Quartier spielte Renik erst mal eine Weile. Leider waren keine anderen Kinder in seinem Alter an Bord, aber Renik war alt genug, um auf sich alleine aufpassen zu können. Und er unterhielt sich auch gerne mit den Erwachsenen an Bord und war so zu einer Art Maskottchen geworden.

Mittags kam sein Vater kurz nach Hause und sie aßen gemeinsam.

»Räumst du heute Nachmittag dein Zimmer auf?«, fragte sein Vater, aber er wusste, dass er in Wirklichkeit eine Aufforderung aussprach.

»Ja.«

»Gut. Heute Abend sprechen wir mit Onkel Norb und Tante Sesann, wenn du willst. Deine Cousins sind auch da.«

»Prima!«, freute sich Renik. Er mochte die Schwester seines Vaters und die Familie. Vielleicht würden sie sie bald wieder auf ARMATIN besuchen können.

»Gut. Dann mach dich an die Arbeit, ich komme heute pünktlich«, sagte sein Vater und schaffte es wieder, es als Drohung klingen zu lassen. Aber Renik war das egal. Er räumte wieder den Tisch ab, schob in seinem Zimmer ein paar Dinge von der einen Ecke in die andere, sortierte sie Wäsche und fing dann an, sich zu langweilen. Deshalb verließ er wenig später wieder das Quartier und kletterte in die Wartungsschächte. Er hatte einmal beobachtet, wie Pietro den Zugangscode eingab und hatte sich die Nummer gemerkt. So konnte er unbemerkt durch das ganze Schiff klettern, wenn er es wollte, und heute wollte Renik zur Brücke.

Er kletterte durch die staubigen Wartungsschächte. Nur das Licht aus den kleinen Gittern, die für die Lüftung der einzelnen Räume gedacht waren, erhellten sie. So leise er konnte kam er so über der Decke der

Brücke an und konnte durch die Lüftungsschächte auf die Brücke sehen.

»Aber was ist es?«, rief Kapitän Mantor, offensichtlich aufgeregt. Er stand vor seinem Kommandosessel. Sein Vater hatte ihm gesagt, wenn er aufgeregt war, hielt es ihn nicht mehr auf dem Sitz, also schien etwas passiert zu sein.

»Ich habe keine Ahnung!«, antwortete ein anderer Offizier, den Renik nicht sehen konnte. »Es kommt auf uns zu und bewegt sich schneller als alles, was ich bisher gesehen habe.«

»Es ist fort!«, rief ein anderer Offizier.

»Hat es uns getroffen?«

»Unbekannt. Wahrscheinlich nicht.«

»Status des Schiffs?«, verlangte Mantor.

»Alles in Ordnung, soweit ich es sehen kann. Die Schilde sind aktiv, die Sensoren funktionieren ...«

»Es kann doch nicht einfach weg sein!«, rief der andere.

»Haltet die Augen offen. Solange machen wir einfach weiter, wie geplant«, entschied der Kapitän. Noch setzte er sich nicht wieder auf seinen Platz, sondern ging auf und ab.

Renik wusste nicht, was passiert war. Ob es sich um die Legende von TULVAR handelte? Würde ihr Raumschiff jetzt verschwinden? Er wusste es nicht, aber er fand, dass es vielleicht jetzt nicht der richtige Zeitpunkt war, in den Wartungsschächten entdeckt zu werden. Also kletterte er so leise er konnte wieder zurück. Er dachte an Kapitän Mantor und dass er sicherlich sauer sein würde, wenn er ihn hier entdecken würde. Er hinterließ deutliche Spuren im Staub der Wartungsschächte, der immer dicker zu werden schien. Komisch, warum hatte er das auf dem Weg hierher noch nicht bemerkt? Und wo waren seine Spuren vom Hinweg? Kurz bekam Renik Angst, ob er auf dem richtigen Weg war, aber plötzlich fühlte er,

dass er sich vor dem Kapitän keine Sorgen machen brauchte. Dieser seltsame Gedanke verwirrte ihn. Schnell kletterte er weiter und wirbelte dabei Staub auf, der in langen Schwaden hinter ihm her zog. Es schien kälter zu werden, aber nur kurz.

Bilder kamen ihm in den Kopf, als er die Leiter nach unten auf sein Deck kletterte. Bilder von ARMATIN, von seinem Vater, von seiner Mutter. Er spürte die Weite des Alls, aber ihm war nicht mehr kalt. Namen rattern durch seinen Kopf: Tom, Jim, Jones, Carl, Dave. Renik meinte, Jones wäre ein geeigneter Name. Er kletterte aus der Luke zu den Wartungsschächten und wartete, bis der ganze Staub mit ihm aus der Luke geblasen kam. Jones wollte ihn begleiten.

»Beeil dich«, flüsterte Renik und schloß die Luke, als der ganze Staub eine wabernde Wolke hinter ihm bildete. Ob er Kapitän Mantor informieren sollte? Später, entschied Renik und lief hinter Jones zu seinem eigenen Quartier her. Tausende Gedanken liefen durch seinen Kopf. Pietro hatte Recht, die Legende von TULVAR war wahr: Hier gab es wirklich geisterhafte Wesen. Aber das mit den Raumschiffen waren Unfälle gewesen! Jones tat es leid. Irgendwie. Sie waren doch keine Bedrohung! Aber die festen Lebewesen hatten einfach nicht verstanden, was Jones sagen wollte. Sie hatten Angriffe vermutet, weil sie zu skeptisch waren. Das All hatte sich ihnen nie von der wundervollen Seite gezeigt. Sie hatten vergessen, wer der Eine war, der auch sie einst in die Welt gestellt hatte. Sie sprachen nicht mehr die Sprache der Freundschaft, sie nutzten nur noch Geräusche und Blicke und Gesten. Aber der Junge konnte ihn verstehen, eben weil er so jung war.

Renik stellte fest, dass die Wolke nicht aus Staub bestand. Es waren Tausende kleiner Tierchen, die wie fliegende Krebse aussahen. Sie waren vor ihm und um ihn herum, während er die Tür zu seinem Quartier

öffnete. Was waren das für Tiere? Geister waren es auf jeden Fall nicht, sie waren schwarz, hatten winzig kleine Scheren und Fühler. Renik konnte keine Flügel und keine Beine sehen, also, wie konnten diese kleinen Tierchen dann schweben?

Jones verteilte sich im ganzen Raum und Renik fand, dass er keine Angst zu haben brauchte.

»Was bist du?«, fragte er die graue, manchmal irisierende Wolke, die sich daraufhin ungefähr auf das Volumen eines Menschen zusammenzog. Er konnte die Andeutung von Armen, Beinen und einem Kopf erkennen. Die Wolke machte ein Geräusch, das sich wie *Aaaaruuuuuuu* anhörte, als sich die harten Panzer der kleinen Krebschen aneinander rieben. Dann verlor sie wieder ihre humanoide Form.

»Sind wir Freunde?«, fragte Renik und streckte die Hand aus, um die Wolke zu berühren. Wie ein Schwarm Bienen summten und surrten die kleinen Krebschen um seine Hand herum und Renik fühlte sich sehr wohl dabei. Angenehme Gedanken breiteten sich in seinem Kopf aus: Er sah seine Mutter voll Zuneigung lächeln, als sie ihn am Strand an der Hand hielt. Renik lächelte zurück, als die Tür aufging und sein Vater mit einer ganzen Gruppe von Männern in das Quartier gestürmt kam. Das waren seine Kollegen von der Sicherheit.

»Was ist das?«, rief einer der Männer entsetzt. Renik zog seine Hand zurück und stellte sich neben Jones, als er antwortete:

»Das ist Jones, ein Aaruu.«

Die *Iridium* blieb noch fast zwei ganze Monate im Orbit von TULVAR und Jones besuchte Renik eine ganze Weile regelmäßig. Der Aaruu unterhielt sich fast ausschließlich mit dem Jungen, aber die

Kommunikation blieb immer recht vage und Reniks Eindrücke widersprachen sich manchmal auch. Der Aaruu war von den Menschen zu keinen konkreten Aussagen zu bewegen. Einmal erschien in der Nähe ein weiterer Aaruu, der mit Jones in Interaktion trat. Einzelne Elemente, also die als Einzelwesen beschriebenen Krebschen, wurden unter den beiden ausgetauscht, der Grund blieb den Forschern aber unklar. Jones ließ es auch zu, dass die Wissenschaftler der *Iridium* offensichtlich abgestorbene Einzelwesen untersuchten, was zu keinen neuen Erkenntnissen führte, da sie hohl waren und offenbar keine Organe hatten. Die ganze Spezies war für die Menschen ein großes Rätsel.

Jahre später lebte Renik als Botschafter auf einer Raumstation, die bei TULVAR errichtet wurde. Aber je älter und reifer er wurde, desto weniger schien ihm Sinn zu machen, was Jones oder einer der anderen Aaruu ihm durch Bilder zeigen wollte. Trotzdem ist es Renik zu verdanken, dass die Aaruu schließlich als neues Mitglied in der Gemeinschaft begrüßt werden konnten.

Erstag

Ein markerschütternder Schrei brachte ihn wieder zu Bewusstsein. Reflexartig kauerte sich Avid Deroh zusammen und stellte fest, dass alle seine Knochen schmerzten. Im Halbdunkel des zerstörten Schiffes musste er sich orientieren. Er lag unter dem, was einmal die Instrumententafel der *Wilder Hüpfen* gewesen war. Von Koll und Sinam, seinen Freunden, fehlte jede Spur.

Da war ein zweiter Schrei, aus einer anderen Richtung. Noch ein Drachenvogel, vielleicht aber auch derselbe. Avid zitterte vor Angst und hielt sich die Ohren zu. Sie hatten Koll gefressen! Er erinnerte sich jetzt, wie sie mit ihrem kleinen Raumschiff tiefer gingen, um ihre Wasservorräte in einem flachen See aufzufüllen. Plötzlich kamen die Vögel auf das unbewaffnete Schiff zu und griffen es noch in der Luft an. Mit ihren gewaltigen Schwingen brachten sie es aus der Bahn und mit ihren Klauen und Schnäbeln rissen sie das Schiff noch im Fall auf. Und dann hatten sie Koll erwischt ...

Die *Wilder Hüpfen* erzitterte, als einer der Drachenvögel dagegen stieß. Avid suchte panisch im kleinen Cockpit nach irgend etwas, mit dem er sich verteidigen konnte. Als die drei Studenten ihre Reise angetreten hatten, hatten sie nur Vorräte für ein paar Wochen dabei. Keine Waffen. Sinams Vater hatte auch keine Waffen an Bord versteckt, wie die jungen Männer auf der fünf Jahre dauernden Reise schließlich herausgefunden hatten.

Wo war Sinam? Der Boden kippte zur Seite, als ein Vogel dem Schiff einen heftigen Stoß gab. Plötzlich lag Avid auf der Konsole und konnte einen Blick durch das geborstene Fenster auf den nackten Feldboden werfen. Der Boden bewegte sich unter ihm fort,

während einer der Vögel das Schiff schob. Dann blieb es an einem Felsvorsprung hängen und kippte erneut zur Seite. Avid wurde wieder durch den Raum geschleudert und Trümmerteile regneten auf seinen schmerzenden Körper. Durch das Fenster konnte er jetzt drei der gigantischen Tiere sehen. Sie stritten sich um etwas, an dem sie von allen Seiten zerrten: Nur an der blauen Farbe des Hemdes konnte Avid erkennen, dass es sich dabei um den toten Körper von Sinam handelte.

Er war jetzt ganz alleine, schoss es ihm durch den Kopf. Alleine auf einem unwirtlichen Planeten, der kaum Vegetation hatte, dazu mit so großen Jägern wie den Drachenvögeln. Und jetzt steckte er in diesem Schiff wie in einer Blechdose, die die Mörder seiner Freunde mit Leichtigkeit öffnen konnten.

Ein weiterer Vogel kam angeflogen und griff den kleinsten der Gruppe an, die sich um den Leichnam von Sinam stritten. Bald hackten alle drei Vögel auf ihn ein und er blutete aus mehreren tiefen Wunden. Federn flogen überall herum, die kleinsten noch so groß wie ein Bettlaken, die größten waren länger als sein Raumschiff. Er wehrte sich nach Kräften, doch sein Schicksal schien besiegelt: Noch bevor der Angegriffene endlich tot war, begannen die Größeren schon, ihm das Fleisch von den Knochen zu reißen.

Dann machte die *Wilder Hüpfen* noch einmal einen gewaltigen Satz und er fiel durch das zerbrochene Fenster auf den staubgrauen Boden. Er sah, wie ein Drachenvogel das Schiff hochgehoben hatte und fortschleuderte. Panisch sah sich Avid um, er brauchte ein Versteck! Auf allen Vieren schaffte er es unter eine größere Feder, die ihn zumindest vor den Blicken der Vögel verstecken würde. Strenger, saurer Gestank drang aus der mindestens dreißig Kilo schweren Feder, von der er sich zu Boden drücken ließ. Unter dem Rand hindurch konnte er sehen, wie jetzt vier

Vögel über den Kadaver ihres Artgenossen herfielen und ihn fraßen.

Stundenlang lag Avid da. Er traute sich nicht, sich auch nur zu bewegen. Er bekam Durst, die Sonne heizte die Feder auf, der Gestank raubte ihm fast die Besinnung. Zwischen Wachen und Bewusstlosigkeit stellte er irgendwann fest, dass die Drachenvögel davongeflogen waren. Ob sie jetzt in der Nähe lauerten, ob er aus seinem Versteck käme? Er blieb weiter liegen.

Schließlich bemerkte er, dass die Schatten der Steine auf dem Boden langsam länger wurden. Der Tag neigte sich dem Ende zu. Der Durst, den er hatte, war mörderisch. Er musste versuchen, zum nahegelegenen Bach zu kommen – oder bei seinem Weg dorthin von den Vögeln gefressen werden. Endlich stemmte sich Avid auf die Beine. Die Feder behielt er auf dem Rücken, sie war unhandlich wie ein Brett und schwer wie ein Stein. Langsam taumelte er los, einen seichten, steinigen Abhang hinunter, den Blick abwechselnd auf den nackten Boden und den stahlgrauen Himmel. Hin und wieder sah er Vögel am Himmel ziehen, dann ließ er sich einfach fallen und wartete ein paar Minuten ab. Es dauerte mehr als zwei Stunden, bis er endlich den Bachlauf erreicht hatte. Das Wasser war kühl und frisch, er trank, so viel er konnte, aber er ließ sich Zeit dabei.

Unter seiner Feder hockend betrachtete er die Umgebung. Nicht weit von ihm gab es eine Hochebene. Vielleicht gab es dort ja eine Höhle, in der er sich vor den Vögeln verstecken konnte. Die schroffe Feldformation war vielleicht noch einen Kilometer entfernt, der Weg dahin war aber immer wieder von eintöniger, grüner Vegetation unterbrochen. Aber vielleicht würde die Dunkelheit ja seine Reise vor den Augen der Drachenvögel verbergen, die auch auf der Abbruchkante der Ebene saßen. Erfrischt aber nicht

weniger vorsichtig als vorher ging er weiter, die schwere Feder auf seinem Rücken.

Der Weg wurde immer beschwerlicher, das Grünzeug, das in dicken, fleischigen Ranken wuchs, versperrte in großen Hügeln den Weg. Es hatte große Dornen, die sich immer wieder in der Feder verhakten. Im schwächer werdenden Licht erkannte Avid, dass sich auch der Boden verändert hatte. Hier waren kleine Hügel aus einer Art weißem Stein, die komischen Ranken wuchsen nur darauf. Ob er es noch bis zur Hochebene schaffen würde? Der Weg wurde immer beschwerlicher und es stank sogar noch schrecklicher, als unter der Feder.

Irgendwann hatte sich die Feder so sehr in den Ranken verheddert, dass er sie nicht mehr freibekam. Es waren vielleicht noch hundert Meter bis zur rettenden Felswand, er konnte tatsächlich Höhlen in dem porösen Stein sehen. Die Menge der Ranken nahm sogar ab bis dahin. Er riskierte einen Blick nach oben. Ja, hier flogen noch Drachenvögel, aber seiner Meinung nach waren sie weit weg. Avid Deroh entschied sich, es zu riskieren: Er ließ die Feder zurück und rannte so schnell er konnte los. Der weiße Boden unter ihm wurde weicher und irgendwie matschiger, aber darum konnte er sich jetzt nicht kümmern, denn über ihm gellten plötzlich die Schreie von einigen Drachenvögeln. Ein Luftzug zeigte ihm, dass einer über ihn hinweggeflogen war, seine schwarzen Klauen nur wenige Zentimeter über seinem Kopf. Er kam immer schlechter voran, denn der Boden wurde immer matschiger. Kein Wunder, dass hier keine Ranken mehr wuchsen, schoss es ihm noch durch den Kopf, dann sumpfte sein linker Fuß ein und er fiel der Länge nach hin.

Pustend und hustend und eingehüllt in die weißen Pampe, in die sich der Boden verwandelt hatte, rappelte er sich wieder hoch. Ein Drachenvogel saß

jetzt genau hinter ihm, die eigenen Hinterläufe im sumpfigen Boden verborgen. Sie sahen sich Auge in Auge.

Irgendwo hatte Avid mal gehört, dass Vögel nur Bewegungen wahrnehmen konnten. Also blieb er schockstarr stehen. Er hätte sich nicht einmal rühren können, wenn er gewollt hätte. Das gewaltige Tier beugte sich näher zu ihm heran und blies ihm seinen stinkenden Atem ins Gesicht. Avid schloss die Augen, wartete auf die finale und erlösende Bewegung des Tiers, die seinem Leben ein Ende machen würde. Aber dann schrie das Tier. Avid dachte, er würde taub werden, dann flog es mit gewaltigen Flügelschlägen davon.

Es musste Erstag sein, dachte Avid. So etwas passierte ihm immer nur am Erstag. Aber zumindest hatte er jetzt eine Methode gefunden, wie er sich vor den Drachenvögeln verbergen konnte: In deren eigenen Exkrementen. Er musste sich schließlich eingestehen, dass er hier auf einer riesigen Halde aus Vogelkacke stand.

Zweitag

Avid Deroh hatte sich am nächsten Morgen getraut, wieder zum Wrack der *Wilder Hüpfen* zurückzukehren. Es war ein umständlicher Weg gewesen: Die Vogelexkrementen, die seine Kleidung durchtränkten, waren hart geworden und machten es nahezu unmöglich, dass er sich natürlich bewegen konnte. An den Gestank hatte er sich immer noch nicht gewöhnt, aber zumindest versicherte er ihn, dass die Vögel ihn in Ruhe lassen würden.

Mit knurrendem Magen machte er Inventur. Der Nahrungsspender war kaputt, es gab auch keine Getränke mehr. Gut, Wasser konnte er aus dem Bach trinken, der zwischen dem Wrack und der Hochebene floss. Das Wasser war zumindest nicht giftig – er hatte gestern und auch heute auf dem Weg hierher daraus getrunken, ohne dass etwas passiert war. Nahrung würde ein Problem werden. Neben den Drachenvögeln hatte er gestern noch mit einer anderen einheimischen Kreatur Bekanntschaft gemacht: Als er Nachts frierend und stinkend in den Höhlen der Felswand lag, waren im Schein des großen Mondes mehrere etwa ein Meter lange Nagetiere vorbeigehuscht. Er hatte sich sehr erschrocken, aber sie rannten vor ihm davon, als er sich bewegte. Der Gestank der Vögel hatte wahrscheinlich dazu beigetragen, dass er eine Bedrohung für die Nagetiere darstellte.

Avid hoffte, dass er ein Messer finden würde, während er durch die Trümmer des Schiffes suchte. Vielleicht konnte er ja diese Tiere fangen und essen.

Nach vier Stunden Arbeit hatte Avid Deroh eine Reihe von Gegenständen säuberlich nebeneinander gelegt, die er mit zu den Höhlen nehmen wollte: Er hatte ein langes Messer gefunden, zwei leere Kanister,

in die er Wasser füllen konnte, sein Tagebuch und einen Permanentstift, ein optisches Fernglas, mit dem er auch Feuer machen konnte, einen kleinen Rest Kleidung von ihm und seinen beiden toten Kameraden, eine Schaufel (warum auch immer die an Bord war) und ein paar Energiezellen. Er hatte vor, diese mit dem Funkmodul des Schiffes zu verbinden, damit er Hilfe rufen konnte. Aber erst einmal wollte er sein Glück als Jäger versuchen: Hilfe würde lange hierher brauchen, Hunger hatte er sofort.

Er packte den ganzen Kram in ein Bettlaken, hing das an die Schaufel und machte sich wieder auf den Weg zur Hochebene. Am Bach trank er, nahm aber noch kein Wasser in den Kanistern mit. Zu schwer hätte er sonst zu schleppen gehabt. Seine Tarnung bröckelte auch langsam von seiner Kleidung ab, er wollte nicht riskieren, dass die Vögel wieder auf ihn aufmerksam wurden.

Der Tag neigte sich dem Ende zu, als er bei den Höhlen an der Steilwand der Hochebene ankam. Er stellte fest, dass der Weg, den er beim letzten Mal genommen hatte, nicht mehr passierbar war: Frischer Vogelkot hatte ihn aufgeweicht und er musste einen neuen Weg suchen, was ihn noch einmal eine Stunde kostete. Schließlich konnte er sich im letzten Licht der Sonne in einer anderen Höhle ausstrecken. Jetzt spürte er seinen Hunger noch einmal mehr.

Er kramte das Messer aus seinem Bündel, fand auch sein Tagebuch und den Stift. Er legte sein Messer griffbereit neben sich. Sollten die Tiere kommen, würde er zuschlagen. Aber jetzt war erst mal sein Tagebuch dran:

»Zweitag«, sagte er, trug es in seinem Tagebuch ein und notierte in Stichpunkten, was er heute getan hatte. Ihm schauderte bei dem Gedanken an gestern, daher ließ er den Tag des Absturzes einfach frei. Vielleicht würde er ihn ein anderes Mal nachtragen. Jetzt war es

auch schon zu dunkel und es wurde wieder sehr kalt. Er kauerte sich an der Felswand zusammen. Den Blick in die Tiefe der Höhle gerichtet. Er hatte keine Ahnung, wie tief sie in den Fels hineinlief. Oder ob von diesen kleinen Kreaturen überhaupt welche da waren. Er unternahm einen Versuch, sich tiefer in die Höhle zu tasten, aber als er sich zum dritten Mal den Kopf gestoßen hatte, hatte er dazu auch keine Lust mehr und setzte sich am nur noch schwach zu erkennenden Eingang wieder an die Felswand. Es kostete ihn zunehmend mehr Mühe, die Augen offenzuhalten. Schließlich sagte er sich, da er ohnehin nichts sehen konnte, konnte er auch die Augen schließen und sich auf die Ohren verlassen ...

Von den pelzigen Kreaturen hatte er in der Nacht nichts gehört, trotzdem war sein Schlaf nur unruhig gewesen und wurde immer wieder von den Schreien der Drachenvögel weiter oben unterbrochen. Im ersten Licht der Dämmerung saß er mit knurrendem Magen im Eingang seiner Höhle und suchte mit dem Fernglas die Umgebung ab. Da draußen, an den Ranken am Rand des gigantischen Vogelklos, sah er Bewegung. Die Nagetiere machten sich an den Ranken zuschaffen und fraßen die Blätter und die jungen Triebe. Er erkannte in der aufgehenden Sonne, dass sie Wachen aufgestellt hatten. Wenn sich ein Vogel näherte, pfiff die Wache und die Tiere verschwanden alle spurlos. Das klappte ganz gut, aber als die Wachen über irgendetwas in Streit gerieten und dabei ihre Aufgabe vergaßen, stürzten drei Drachenvögel auf die Tiere und rissen einige davon. Er erkannte, dass die Nager sich nicht wehren konnten, sie hatten weder Klauen noch scharfe Zähne, wie er durch sein Fernglas erkannte. Hoffnung keimte in ihm, dass auch er diese Tiere Problemlos überwältigen konnte. Zwei Stunden später waren die Drachenvögel wieder weg und es war

alles ruhig. Mit dem Fernglas sah Avid, dass aber noch Reste der Kadaver in den Ranken hingen.

Avid musste sich eingestehen, dass dies seine beste Chance war, selbst etwas zu Essen zu bekommen. Er kletterte aus der Höhle, versäumte es nicht, sich erneut mit frischem Vogelkot einzuschmieren und lief dann auf den verschlungenen Wegen auf das Dickicht zu. Endlich hatte er in der prallen Mittagssonne mit trocknenden Kleidern den Ort des Überfalls erreicht. Er zückte sein Messer und kniete sich über die Reste der zeretzten Nagetiere.

Bisher hatte er immer gedacht, schlimmer als der Vogelkot könnte nichts stinken, aber sogar durch seinen Tarnduft hindurch wurde es ihm von den offenen Leibern der Nagetiere regelrecht schlecht. Es war nicht der Anblick, der ihn zum Würgen brachte, sondern der bestialische Gestank. Rückwärts wich er zurück und stolperte so in die Ranken hinein. Es dauerte eine ganze Weile und kostete ihn die Ärmel seiner Jacke und ein Hosenbein, bis er wieder hinaus war. Vor allem die fleischigen Früchte der Ranken waren sehr anhänglich. Hustend und würgend verließ er den Ort des Massakers und setzte sich ein Stück weiter weg auf den getrockneten Weg aus Vogelkacke.

Kein Fleisch für ihn! Das wurde ihm zur bitteren Erkenntnis. Er würde verhungern müssen, denn nicht einmal im Traum dachte er daran, sich mit den Drachenvögeln anzulegen. Ob er hier noch andere Tiere gab? Sein Blick fiel auf die nahen Ranken. Er rappelte sich hoch und betastete das dunkelgrüne Zeug. Sie waren zu hart, zu holzig. Er untersuchte die Früchte, die eine ledrige Haut hatten. Rote, wie Klauen oder Haken geformte Stacheln wuchsen daraus. Die Früchte waren groß wie sein Kopf, die Farbe erinnerte ihn an Gurken. Mit dem Messer hieb er eine Frucht ab. Aus dem Schnitt am Stiel drang ein süßlicher Geruch. Er war nicht appetitlich, roch aber wesentlich besser

als alles andere, was er auf diesem Planeten bislang in die Nase bekommen hatte. Avid schnitt die Frucht vom Stiel her auf. Sie erinnerte auch von Innen an eine Gurke und Avid schnitt ein Stück heraus. Vorsichtig probierte er davon. Man konnte es essen.

Von oben kreischte ein Drachenvogel. Er sah an sich herab, fand nackte Haut, wo ihm die Ranken seine Kleidung zerrissen hatten. Und die Haut war nicht mit Kot beschmiert!

Schnell rannte er zu den Höhlen zurück, machte einen kurzen Stopp bei einem frischen Haufen und kam dann ganz außer Atmen in seiner Höhle an. Immer noch hungrig ließ er sich gegen die Wand sinken. In der linken Hand hielt er immer noch triumphierend den Rest der Gurke, dann stellte er fest, dass auch sie von oben bis unten mit Vogelkot beschmiert war. Wütend warf er die Frucht aus der Höhle. Aber Avid Deroh war sich sicher, dass er mit den Stachelgurken nicht verhungern würde.

Mittwoch

Heute war der letzte Mittwoch, bevor er ein Jahr hier auf diesem verlassenen Planeten gestrandet war. 223 Tage des gleichförmigen Wahnsinns, 223 Tage des Wartens und des Hoffens. Fast ein ganzes Jahr auf ARMATIN und er war sich nicht einmal sicher, ob hier auf diesem Klotz, dem er den Namen GURKENPLANET gegeben hatte, überhaupt schon einmal ein Wechsel einer Jahreszeit eingetreten war. Das Wetter blieb gleichförmig: Heiß am Tag und kalt in der Nacht. Hier gab es nichts als Drachenvögel, Stachelgurken, Gurkenräuber, Wasser, Steine und - Unmengen von Vogelkacke.

Und er war mittendrin. Seit 223 Tagen war Vogelkot sein ständiger Begleiter und sein Schutz gewesen, nichts anderes vermochte die Drachenvögel davon abzuhalten, ihn als willkommene Abwechslung auf ihrem Speiseplan zu sehen. Bis jetzt hatte er sich nicht an den Gestank gewöhnen können. Er hatte zwischendurch versucht, tagsüber statt seiner Kleidung direkt seine Haut mit frischem Kot zu bestreichen und die Kleidung nur noch nachts zu tragen, wenn es kalt war. Doch der Kot brannte auf seiner Haut und er konnte sich nur im kalten Wasser des kleinen Bachs davon befreien. Bis jetzt!

Avid saß auf einer kleinen Felserrhöhung oberhalb des Bachbetts. Er hatte aus zwei großen Vogelknochen und einem mit Kot beschmierten Bettlaken einen Schutz vor der Sonne und den Vögeln gebaut, unter dem er jetzt saß. Rings um ihn herum auf dem Hang trockneten rechtwinklige Platten aus Vogelkot, die in der Sonne hart wie Stein wurden. Er hatte ihn mit Schubladen aus der *Wilder Hüpfen* transportiert und dabei gleich die Ziegel geformt. Es war ein Glücksfall gewesen, dass er eine Schaufel dabei hatte.

Im Bachlauf hatte er mit kleineren Platten, Blättern und Ranken der Stachelgurken und Kieseln aus dem Bachbett einen Staudamm gebaut. Er war nicht groß, sollte aber den Bach soweit aufstauen, dass er sich darin baden konnte. Sich einmal wieder sauber fühlen! Das war ihm gerade wichtiger, als eine Nahrungsmittelalternative zu den widerlichen Stachelgurken zu finden. Avid hatte gemerkt, dass das Wasser in den Kanistern in der Sonne schnell warm wurde. Sicherlich wurde das stehende Wasser in seinem selbst angelegten Stausee durch die Sonne auch tagsüber angenehm warm.

Er sah in den Himmel. Keine Drachenvögel zu sehen. Er wagte sich aus seinem Versteck hinaus, lief die paar Meter nackt zum sich langsam aufstauenden See hinunter. Er setzte einen Fuß hinein. Das Wasser kam ihm schon etwas wärmer vor, als es gestern war, während er den Staudamm gebaut hatte. Bis zum Knie hatte er gestern im Wasser gestanden, seine Beine waren schon einmal sauber geworden, der Rest stank noch nach Vogel.

So schnell, wie er zum See gelaufen war, kehrte er auch wieder in sein Tarnzelt zurück. Heute würde er also noch nicht baden können. Etwas enttäuscht zog er sich wieder an. Hart kratzte der kotdurchtränkte Stoff auf seiner Haut, aber daran hatte er sich ja schon gewöhnt.

Er kehrte in sein Haus zurück. Ja, Haus konnte man es wirklich nennen! Er würde nicht mehr in den kalten Höhlen gleich an der Steilwand hausen müssen, sich den Platz mit den Gurkenräubern teilen müssen, in der ständigen Gefahr, dass von oben Drachenvögel auf ihn hinabstießen, wenn er nur den Kopf aus der Höhle streckte. Als er bemerkt hatte, dass er sich selbst Ziegel machen konnte, hatte er ein erstes, kleines Haus gebaut. Als er fertig war, hatte er dieses größere Haus in der Nähe gebaut. Es hatte eine Tür und Fenster in

alle Richtungen. Nachts wurde es hier zwar immer noch kalt, aber er machte in der Mitte des Raumes ein kleines Feuer aus den abgestorbenen, holzigen Teilen der Ranken. Es rauchte immer stark und stank, aber es wärmte zumindest.

Avid kontrollierte den Transponder, den er mit alten Energiezellen aus der *Wilder Hüpfen* verbunden hatte. Er sendete immer noch ein Positionssignal und er hoffte, dass es noch weit genug aus dem Sonnensystem hinausreichen würde, dass ihn jemand fand. Falls überhaupt jemand nach ihm und seinen beiden getöteten Freunden suchen würde ...

Ein Schluck Wasser aus dem Kanister, das Innere einer halben Stachelgurke, mehr hatte er nicht, um es Mittagessen zu nennen. Oder Frühstück. Oder Abendessen. Oder Geburtstagsmal. Oder für ein romantisches Dinner. Alleine. Ärgerlich warf er die Gurke aus dem Fenster auf den Komposthaufen, der gleichzeitig eine Gurkenräuberfalle war. In der Dämmerung kam die Nager bis in seinen Garten und fraßen die Gurken, die er hier angepflanzt hatte. Hin und wieder fing und tötete er einen der Gurkenräuber. Die Felle konnte er gut brauchen. Irgendwann früher hatte er gelesen, wie man gerbt und die Blätter der Gurkenranke hatten genügend Gerbstoffe. Solange er die Kadaver nicht aufschnitt, stanken sie auch nicht ganz so schlimm. In der Regel reichte es auch, trocknende Felle im Garten auszulegen, um die Nager für eine Weile fernzuhalten. Die Kadaver selbst schleppte er im Schutz der Nacht in Richtung der Klippen und versenkte sie in frischer Vogelkacke. Er wollte ja nicht, dass die Drachenvögel auch noch von seiner Arbeit profitierten!

In der Mittagshitze ruhte er sich aus, schrieb in sein Tagebuch. Viel schrieb er nicht mehr, da die Tage ohnehin alle gleich waren. Aber er notierte jeden einzelnen Tag. Und dabei war ihm wieder einmal

aufgefallen, dass alle Planeten mit Leben eine Tageslänge von etwa 20 Stunden hatten, wie auf ARMATIN. Ob das Zufall war?

Sein Abend und seine Nacht bestanden in der Regel daraus, rüber zur Felswand zu laufen und die vier Schublade mit Vogelkot zu füllen, diese dann zum Bachlauf zu schleifen, dort auf den nackten Fels zu stürzen, damit sie trocknen und hart werden konnten. In guten Nächten schaffte er den Weg fünf Mal, je nach dem, wo er einen frischen Vogelschiss finden konnte. Nach fünf Tagen waren die Selbstbausteine in der Sonne durchgetrocknet und er konnte sie verwenden. Auch in der Nacht zu seinem 224. Tag auf GURKENPLANET arbeitete er so, allerdings schaffte er nur vier Touren. Mit den nächsten Platten wollte er einen Gang zwischen seinem See und dem Haus bauen: Immer zwei Platten aufrecht, dann zwei als Dach. Gebeugt würde er so ungesehen von einem Ort zum anderen kommen können. Er wollte Gurken auf dem Bauwerk wachsen lassen, damit es vor den Blicken der Drachenvögel verborgen war. Pro Woche würde er mit der Methode vielleicht vier Meter Strecke schaffen. Zweihundert Meter waren es insgesamt.

Nach der Mahlzeit am nächsten Morgen ging er zu seinem See zurück. Er hatte kurz geschlafen und genoss jetzt die heiße Sonne auf seinem Kopf. Der See war bis zum Rand seiner Staumauer gestiegen, auf der fernen Seite stürzte jetzt ein Schwall Wasser drei Meter in die Tiefe in das alte Bachbett. Er zog sich aus, stellte sich unter die natürliche Dusche. Das Wasser war noch nicht sehr warm, aber er konnte es aushalten. Genüsslich wusch er sich den Kot vom Körper. Mit einem Blick zum Himmel (und unter einem Bettlaken mit Tarnanstrich verborgen) ging er dann auf die andere Seite der Staumauer und trat langsam in den selbst angelegten See. Er brauchte ein paar Minuten, bis er sich an das immer noch kalte Wasser gewöhnt

hatte, aber dann stand er bis zum Hals im Wasser. Seufzend schoss er die Augen, während er sich unter Wasser auf die Feldwand legte, die der Boden war. Ein paar Tage noch, dann war dieser See warm genug und seine persönliche Badewanne!

Eine plötzliche Erschütterung des Bodens rissen ihn aus seinen Träumen. Es entstand ein Sog und er klammerte sich an zwei kleinen Vorsprüngen auf dem Boden fest, um nicht mit dem Kopf unter Wasser gesogen zu werden. Er sah zum Damm hinüber, der stand noch, aber was war dann das Problem? Frierend, nass und nackt sah er den schnell sinkenden Wasser hinterher, dass in einer großen Spalte neben dem Bachbett verschwand. Er ging zur Spalte und sah, wie gerade noch zwei tote Gurkenräuber durch die Spalte gespült wurden.

Viertag

»Der letzte Viertag im Galantus des Jahres 4852. Das zwölfte Jahr in der Herrschaft des Gurkenkaisers«, proklamierte er laut und machte bedeutungsvoll einen weiteren senkrechten Strich in seinem Tagebuch. Falls seine Worte von den Gurkenräubern gehört wurden, würden sie sich von seinem Haus und den Gärten weiter zurückziehen. Würdevoll und sorgsam klappte er das zu zwei Dritteln beschriebene, zerfledderte Büchlein zu und steckte es in eine kleine Blechbüchse, die er aus dem Wrack der *Wilder Hüpfen* geborgen hatte. Es war Zeit für seine Morgenroutine, seine täglichen Pflichten nahm er sehr ernst.

Er überprüfte den Transponder, dessen Sendeleistung seit Jahren kontinuierlich zurückging. Noch würde er aus dem All empfangbar sein, aber wie lange, das wusste er nicht. Avid Deroth, dem einzigen Menschen auf GURKENPLANET, war es inzwischen auch egal. Er hatte seinen Frieden mit dieser Welt gemacht. Hier war er zu Hause. Er würde seinen Planeten auch dann nicht mehr verlassen, wenn man ihn abholen würde. Aber den Transponder ließ er trotzdem laufen. Kontakt zu anderen Menschen zu haben, wäre vielleicht trotz allem nicht schlecht.

Er nahm einen Schluck Wasser aus dem letzten Plastikkanister, den er noch hatte. Er überlegte seit mehreren Tagen, wie er in Zukunft auch diesen ersetzen konnte. Bisher experimentierte er mit den gegerbten Fellen der Gurkenräuber, war aber noch nicht überzeugt, dass das auf Dauer funktionieren würde.

Seine Notdurft verrichtete er im Garten, im Beet, das er für die Gurken angelegt hatte. Die Stachelgurken schienen keinen Unterschied zu machen, auf wessen Exkrementen sie wuchsen,

vielleicht fanden sie seine eigenen Ausscheidungen auch als eine interessante Abwechslung zur ewigen Vogelkacke.

Jetzt kam der anstrengendste Teil des Tages: Bevor die Sonne zu hoch stand und alles in Gluthitze tauchte, die von ihm angelegten Gänge aufheizte, schleifte er die vollen Schubladen mit Vogelkacke von dem Feld vor dem Felsvorsprung einmal quer durch sein kleines Reich bis zum Abhang am Bach, wo die Sonne die von ihm gefertigten Platten am Besten trocknete. Als er hier wieder das System aus selbst angelegten, engen Gängen verließ, hängte er sich ein Gestell mit einem Bettlaken über, das ebenfalls mit Vogelkot bestrichen war. So war er vor den Riesendrachenvögeln getarnt und hatte das Zeug trotzdem nicht auf der Haut. Zudem schützte das Laken auch vor der immer heißer werdenden Sonne. Er stürzte die großen Schubladen, die noch aus seinem Raumschiff stammten, auf den nackten Felsen. Es blieben rechteckige Platten, die er fünf Tage trocknen ließ. Danach waren sie viel leichter und sehr stabil. Er stapelte die fertigen Platten, die brauchte er, wenn er Gänge erweitern wollte oder alte Platten ersetzen musste. Es war harte Arbeit, die er da leistete. Aber er wusste genau, welchen Sinn sie hatte. Diese direkte Verbindung von Arbeit und Sinn hatte er nur hier kennengelernt, auf ARMATIN gab es das nicht mehr, seiner Meinung nach. Das hier, das war direktes Leben!

Die leeren Schubladen brachte er wieder zurück zum Feld um sie heute Abend in der Dämmerung zu befüllen, danach machte er sich mit einem von ihm gut behüteten Messer daran, eindringende Gurkenranken in den Tunneln abzuschneiden. Diese Ranken wuchsen schnell und wenn er nicht genug aufpasste, konnten sie ganze Tunnel zerstören. Sie ernährten sich von den harten Platten und brauchten nur die und Wasser. Es regnete oft hier auf GURKENPLANET, manchmal

tagelang. Aber zum Glück weichten die Platten nicht im Regen auf, wenn sie einmal durchgetrocknet waren.

Er sammelte die Ranken in einem improvisierten Beutel und warf sie Mittags auf den Steinplatz zwischen seinem Haus und den Beeren für die Gurken. Getrocknet würden sie brennen und ihm Wärme spenden. Selbst, wenn sie viel Rauch abgaben und dazu noch furchtbar stanken.

Danach ging er durch den Gang bis zum Bach hinunter. Wieder sah er zunächst vorsichtig in den Himmel, ob nicht doch ein Drachenvogel auf ihn wartete, aber wie meistens war keiner da. Es gab hier eine seichte Stelle im Bach, die etwa vierzig Zentimeter tief war. Er zog seine Kleidung aus und sprang in das eiskalte Wasser. Avid hatte sich daran gewöhnt. Auch abends war der Bach nicht wärmer. Leider hatte in den letzten Jahren keiner der fünf Stauseen mehr als eine Woche gehalten, immer waren die Gurkenräuber Schuld daran: Durch ihre unterirdischen Wege, die sie nur in der Nähe des Bachs anlegen konnten, war der Boden nicht stabil genug für den Wasserdruck eines Sees gewesen.

Er legte sich auf den nackten Felsen neben dem Bach, rieb seine Arme und Beine und ließ sich in der Sonne trocknen. Dies war einer der besten Momente des Tages, wenn er sauber war und die Sonne auf seiner Haut spüren konnte. Eine solche Ruhe kannte er von ARMATIN nicht. Zum Glück meldeten sich die Riesendrachenvögel immer mit einer Menge Lärm an, bevor sie auftauchten und so hatten sie ihn bei seinem täglichen Bad bisher noch nie gestört.

Avid zog sich wieder an und Hunger machte sich in ihm breit. Vorher nahm musste er aber noch die Gurken gießen und so ging er ein paar mal zwischen den Gurkengärten an seinem Haus und dem Bach hin und her, da er nur einen Kanister hatte. Die letzte Füllung des Kanisters behielt er im Haus, setzte sich

hin und aß eine Gurke. Mittlerweile empfand er es auch als Vorteil, sich nicht immer Gedanken darum machen zu müssen, was er aß. Hier gab es nur Gurken, und mit der richtigen Einstellung schmeckten sie sogar gut. Jetzt kam die heißeste Zeit des Tages, zu der blieb er hier in seinem kühlen Haus. Er ging konnte sich jetzt etwas ausruhen, nachdenken, planen, ...

Nach etwa zwei Stunden war er wieder wach. Er sah aus dem Haus hinaus in die Ferne. Die Sonne war schon tiefer gesunken, aber noch nicht weg. In der Ferne blinkte etwas Metallisches, dass sich langsam am Horizont entlang bewegte.

Gleich würde er mit dem Fernglas ein neues Feuer in Gang bringen und dann ...

Etwas Metallisches, dass sich bewegte? Mit einem Satz war er aufgesprungen. Hatte man ihn gefunden? War es ein Rettungstrupp?

»Halt, Moment!«, rief er, schnappte sich das Fernglas, schmiss den Wasserkanister in ein Bettlaken, dass er sich auf den Rücken schnallte. Er griff nach der Dose mit dem Tagebuch und schmiss auch die in das Bettlaken. Dann nahm er sich das Tarngestell und hob es über seinen Kopf. In der Ferne - vielleicht zwei oder drei Kilometer von ihm entfernt - sah er das Blinken wieder. Vielleicht waren es Toach oder metallische Ausrüstungsgegenstände? Avid rannte los, die Sonne im Rücken, quer über Felsen und Kiesflächen, immer in Richtung des Blinkens. Drachenvögel tauchten über ihm auf, auch sie hatten das Blinken gesehen. Also würde zumindest einer der Retter organisch sein, vermutete er. Ob er noch mal rufen sollte? Aber er sparte lieber seinen Atem, von dem er gerade zu wenig hatte. Er wollte auch die Vögel nicht auf sich aufmerksam machen.

Das Blinken bewegte sich einen Hügel hinauf. Wer auch immer es war, er war schnell!

Einmal kurz machte er eine kleine Pause, hob das Fernglas und suchte den Horizont ab. Nichts zu sehen. Egal, weiter!

Was würde er tun, wenn es wirklich ein Rettungstrupp war? Das hier war doch sein Zuhause!

Aber fernab von GURKENPLANET gab es richtiges Essen. Und Kaffee!

Schnell lief er wieder los, erreichte den Hügel. Die Drachenvögel kreisten.

»Hallo?«, wagte er es jetzt doch zu rufen. Er sprang den Hügel immer weiter hinauf, dann hörte er auf der anderen Seite des Hügels einen fürchterlichen Krach: Die Drachenvögel hatten sich auf ein Opfer gestürzt! Nur eine Minute später war Avid oben auf der Kuppe angekommen und sah, wie sich ein Vogel auf einem blutenden Kadaver bewegte. Es war nur einer, also kein Rettungsteam, sondern vielleicht auch jemand, der abgestürzt war? Zitternd hob Avid das Fernglas und sah unter seiner Tarndecke hindurch. Er erkannte den metallischen Gegenstand: Es war ein Stück Metallschlauch aus der Lüftung der *Wilder Hüpfen*. Mittlerweile war der Schlauch ziemlich zerfetzt, genau wie der Gurkenräuber, der sich darin verfangen hatte.

»Verdammte Gurkenräuber!«, fluchte er zornig, trat gegen einen Stein, was ihm die Zehen prellte, schrie vor Schmerz auf und ließ sich dann auf die Knie fallen, als er realisierte, dass der Riesendrachenvogel auf ihn aufmerksam wurde. Das beackte Bettlaken reichte so fast bis auf den Boden und bot ihm genügend Tarnung. Der Vogel, der in seine Richtung gesehen hatte, verlor wieder das Interesse und widmete sich seiner Mahlzeit.

Und auf dem Rückweg redete sich der Gurkenkaiser ein, dass er nie wirklich damit gerechnet hatte, gerettet zu werden. Und seinen Planeten wollte er ja sowieso nicht verlassen.

Freitag

Akarisa sprang hinter den beiden Sicherheitsoffizieren aus dem Landungsboot und sah, wie sie Schallkanonen in den Himmel richteten. Gefolgt von Kapitän Tatamar und der wissenschaftlichen Kommandantin Nindamin gingen sie auf das ziemlich zerfetzte Raumschiffswrack zu, das fünfzig Meter vor ihnen auf dem blanken Felsen inmitten dieser Einöde lag.

Immer wieder sucht Akarisa den Himmel ab, doch er sah zum Glück nur Wolken und keine Riesendrachenvögel.

»Ich empfangen immer noch ein ganz schwaches Signal, aber es kommt nicht aus dem Wrack«, berichtete Nindamin während sie die ungefähre Richtung auf ihrem Analysegerät überprüfte.

»Darum kümmern wir uns später!«, entschied Kapitän Tatamar. »Was machen die Vögel?«

»Nichts zu sehen, Kapitän«, meldete Heharsam.

Akarisa sah sich das Wrack an. Er konnte auf dem hinteren Teil noch den Namen des kleinen Schiffes menschlicher Bauart erkennen: *Wilder Hüpfen*.

»Die Vögel haben das Raumschiff regelrecht vom Himmel geholt«, bemerkte Nindamin, untersuchte dabei die aufgerissene und zum Teil verrostete Außenhülle.

»Die Menschen hatten keine Ahnung, was sie hier erwartet. Aber wenn der Transmitter von außerhalb des Wracks sendet, hat vielleicht jemand überlebt«, vermutete Heharsam.

»Ich gehe rein«, bot Akarisa an. Der Kapitän nickte und so zwängte sich der junge Toach durch einen engen Spalt ins Innere des Raumschiffs. Er brauchte nur eine Sekunde, um sich an das schwache Licht zu gewöhnen, das durch kleine Risse ins Innere fiel. Das

Raumschiff wirkte, als habe hier auch nach dem Absturz jemand Gegenstände geräumt. Von der ursprünglichen Ausrüstung gab es nur noch wenige Überbleibsel, nur ein Schrank wirkte so, als stünde er noch an seiner ursprünglichen Position. Die breiten Schubladen daraus waren verschwunden.

»Was ist mit dem Cockpit?« verlangte Kapitän Tatamar zu wissen. Akarisa orientierte sich kurz und ging in das angrenzende Abteil.

»Der Positionstransmitter und ein paar Zellen der Notstromversorgung sind entfernt worden - mit improvisierten Werkzeugen«, meldete Akarisa.

»Haben Sie menschliche Überreste gefunden?«

»Nein!«

»Kommen Sie wieder heraus, Akarisa. Jetzt sollten wir erst mal die Quelle des Signals finden, bevor die Vögel auf uns aufmerksam werden«, bestimmte der Kapitän.

»In diese Richtung«, sagte Nindamin und zeigte nach Norden, wo die weite öde Ebene in Richtung eines höher gelegenen Plateaus lief. Akarisa konnte dort verschwommene Figuren am Himmel erkennen: Die Riesendrachenvögel hatten an der Kante der Hochebene ihre Nester gebaut.

»Heharsam, Sie bleiben hier, verteidigen unser Schiff! Ahanim, Sie geben uns Deckung«, befahl Kapitän Tatamar. Die beiden Sicherheitsoffiziere brachten als Bestätigung ihre Schallkanonen in Anschlag. Über den kargen Stein ging es ganz leicht bergab.

»Etwa zwei Kilometer«, schätzte Nindamin die Entfernung ab und sie gingen schweigend weiter.

»Ich habe schon früher von der *Wilder Hüpfen* gehört«, erinnerte sich später der Kapitän. »Vor dreiundvierzig Jahren sind drei junge Menschen mit diesem Schiff verschwunden. Einige behaupten, sie hätten das Schiff gestohlen, andere sagen, es habe

einem der Väter der drei Jungen gehört. Man vermutete, dass die drei während ihres Studiums Urlaub machen wollten, dann ist etwas schief gelaufen.«

»Wie kann man nur auf die Idee kommen, mit so einem kleinen Schiff eine so weite Strecke zurückzulegen?«, kommentierte Akarisa.

»Von ARMATIN bis hier hin sind es mindestens vier Jahre!«, berechnete Nindamin.

»Achtung, Angriff!«, rief plötzlich Ahanim und schoss nur zwei Sekunden später mit der Schallkanone über die Köpfe der Toach hinweg auf die sich schnell nähernden Drachenvögel. Akarisa zählte vier dieser beeindruckenden Tiere und zog sicherheitshalber auch seine Waffe. Einer wurde getroffen, stieß schmerzerfüllt einen gellenden Schrei aus, während die anderen zunächst weiter auf das Landeteam zuflogen. Ein zweiter Schuss überzeugte einen weiteren, besser umzukehren, während sich jetzt erneut Vögel von der Hochebene aufmachten und auf die Eindringlinge zukamen.

»Ich brauche Hilfe!«, erklärte Ahanim.

»Zielt auf die Schwänze. Wir wollen sie nicht töten!«, befahl der Kapitän. Akarisa bestätigte und zielte mit seiner Waffe auf das nächste Tier. Er traf sein Ziel, der Drachenvogel zuckte zusammen, fiel wie ein Stein einige hundert Meter nach unten, bevor er sich fing und wieder zurückflog. Ihm folgten weitere Vögel, die vom Kapitän und Nindamin getroffen wurden, das Röhren der Schallkanone war in dem ganzen Vogellärm kaum noch zu hören. Dutzende der Raubtiere hatten sie in der Zwischenzeit eingekreist, die vier Toach hatten Probleme, sie alle in Schach zu halten.

»Hier gibt es eine Höhle!«, rief plötzlich Nindamin und deutete auf einen dunklen, von grünen Ranken

umwucherten Eingang in einer Senke, kaum zwanzig Meter von ihnen entfernt.

»Alle da rein!« befahl Tatar. Er hatte schließlich aufgegeben, nur auf die Schwänze der Vögel zu zielen. Sie hatten schon drei der Drachenvögel getötet, während sie sich zurückzogen, wurden die Kadaver von ihren eigenen Artgenossen umschwärmt.

Im Schein seiner Doppellampe sah Akarisa sofort, dass es keine Höhle sondern ein künstlich angelegt Tunnel war, in den sie sich geflüchtet hatten. Über ihnen gab es in regelmäßigen Abständen Schlitz zwischen grauen Steinplatten, durch die wenig Licht fiel. Die ebenfalls eindringenden Ranken waren beschnitten worden.

»Gehen wir!«, befahl der Kapitän. Sie mussten sich in dem niedrigen, engen Tunnel ducken. Zwei Reihen übereinander versetzter Steinblöcke bildeten lückenlose Wände. Akarisa bemerkte, dass jeweils zwei Steinplatten gegeneinandergestellt einen Abschnitt der Decke bildeten. Hin und wieder schienen die Platten porös zu sein oder hatten Risse. Woraus sie bestanden, konnte Akarisa nicht bestimmen. Richtiger Stein schien es auf jeden Fall nicht zu sein.

Schließlich endete der Tunnel an einem Vorhang, der aus zwei gewaltigen Schwanzfedern der Riesendrachenvögel bestand. Ahanim trat als erstes aus dem Tunnel.

»Unglaublich!«, sagte er, zwei Sekunden später konnte Akarisa schon selber sehen, was er meinte: Sie standen in einem Gebäude, das ganz aus diesem seltsamen Stein hergestellt worden war. Es war an der höchsten Stelle vielleicht knapp vier Meter hoch, hatte einen Durchmesser von acht Metern. In der Mitte stand als zentraler Balken ein Oberschenkelknochen von einem Drachenvogel, getrocknete Ranken liefen von dessen Spitze zu der runden, aus Steinen

geschichteten Mauer. Das Dach war mit dünnen Platten aus Stein gedeckt, zwischen Mauer und Dach fiel Licht durch schmale Schlitze in das Haus.

»Hier wohnt ein Mensch!«, Nindamin deutete begeistert auf die Einrichtung: Einige Teile schienen aus der *Wilden Hüpfen* zu stammen, andere waren selbst gebaut worden. Die Wohnung wirkte ordentlich und aufgeräumt.

Akarisa sah durch einen der Durchgänge nach draußen. Hier gab es keine wild wuchernden Ranken, dafür einen großen, gefegten Platz, auf dem er einen großen Stapel von überrankten Steinen sehen konnte. Früchte wuchsen daran, so groß wie sein Kopf, mit grüner ledriger Haut und roten, fleischig wirkende Haken. So sahen also die Früchte dieser seltsamen Ranken aus, erkannte Akarisa.

»Hier gibt es Nahrungsmittel«, berichtete er den anderen.

»Da kommt was durch den zweiten Tunnel!«, flüsterte plötzlich Ahanim. Sofort suchten alle Deckung. Akarisa kroch wieder in den Tunnel, durch den sie gekommen waren, lugte zwischen den Federn hindurch. Er hörte schwere Schritte und dann etwas, das ganz entfernt an Gesang erinnerte. Akarisa fragte sich, ob er jetzt die Waffe oder das Analysegerät ziehen sollte. Sicherlich wäre der Mensch – wenn es denn einer war – auch bewaffnet. Wie sonst hätte er hier überleben können?

Dann öffneten sich die Federn auf der anderen Seite und ein Mensch kletterte unbekümmert in den Raum. Er trug nur eine Hose aus Fell, seine Haare waren wild und lang, er hatte einen Bart, seine Haut war dunkel geworden. Er hatte sich kleine Steinplatten unter die Sohlen gebunden, wodurch er schon auf weite Entfernung zu hören war. Während sich der Mann aufrichtete, kam Kapitän Tatamar aus seiner Deckung.

»Entschuldigen Sie unser Eindringen ...« begann er vorsichtig und der Mensch schrie erschrocken auf, machte einen großen Satz nach hinten und fiel dabei auf den Rücken.

»Ein Toach!«, rief er, als er sich wieder etwas gefasst hatte, ließ sich von Tatamar und Ahanim dankbar auf die Beine helfen. Außer sich vor Freude schüttelte er dem Kapitän die Hand.

»Ich bin Avid Deroh«, rief er und sah mit seinen schlechten Zähnen grinsend von einem zum anderen Toach. »Habt ihr meinen Transmitter endlich gefunden?«, freute er sich endlich gerettet zu werden.

»Ja, er hat uns direkt zu Ihnen geführt. Vom Orbit aus war Ihr ... Haus nicht zu erkennen.«

»Gute Tarnung, was? Alles wegen der Drachenvögel. Diese Stachelgurken wachsen sehr schnell, wenn man sie gut düngt«, sprudelte es aus ihm heraus während er fröhlich auf die Ranken in den Beeten vor dem Haus deutete. »Mein Haus ist vor den Vögeln sicher, aber vor den Gurken muss ich es immer wieder retten!«

»Gibt es noch weitere Überlebende?«, fragte Tatamar weiter.

»Nein. Nein, Koll und Sinam wurden von den Vögeln gefressen«, erinnerte er sich traurig. »Die Vögel haben uns noch in der Luft angegriffen. Hey, haben die Viecher nicht auch Euer Schiff angegriffen?«, überlegte er dann erschrocken.

»Wir verteidigen uns mit Schallkanonen«, informierte ihn Ahanim.

»Die hätten wir damals gut brauchen können. Die Vögel kamen immer näher ...«, erinnerte sich der Gestrandete. Akarisa erkannte, dass mit der Erinnerung auch die Angst zurückkam. Er beschloss, das Thema zu wechseln.

»Und das hier haben Sie alles selbst gebaut?«

»Ja!«, rief Deroh, sofort wieder begeistert. »Ich hatte ja fast vierzig Jahre Zeit! Ich habe Häuser gebaut, mehrfach schon, bis ich herausgefunden habe, wie ich mit den Gurken klar komme. Dann habe ich meine Gewächshäuser gebaut, auf denen die Gurken wachsen können. Es gibt einen Tunnel bis fast zur *Wilder Hüpfen*, durch den ich die ganze Ausrüstung geholt habe. Und dann noch die Tunnel zum Bach, zum Knochenfeld und natürlich rüber zur Klippe!«

»Woher haben Sie diese Steine?«, wollte jetzt Nindamin wissen. Da lachte Avid Deroh laut auf und schlug sich vor Freude auf die nackten Schenkel.

»Die habe ich selbst gemacht! Ich nahm eine alte Schublade, befüllte sie, stürzte sie auf den nackten Stein in die Sonne und ließ alles trocknen. Und so bekomme ich diese Steine: Fest und doch leicht! Sie bestehen nur aus Vogelkacke! Die Drachenvögel machen einen großen Bogen um ihre eigenen Exkremete. Die Stachelgurken wachsen aber nur darauf und sehen Sie diese Felle?«, fragte er und deutete auf seine Hose. »Die sind von Gurkenräubern. Ich habe sie so genannt! Nagetiere, fast einen Meter lang. Schmecken scheußlich, liefern aber Fell. Ich rette mein Haus vor den Gurken, die Gurken vor den Nagern und die Gurken ernähren mich! So läuft das hier! Habt ihr auch Nahrung für Menschen dabei? Ich kann keine Stachelgurken mehr sehen!«

»Kapitän Tatamar, es nähern sich einige Vögel dem Landungsboot«, meldete plötzlich die Stimme von Heharsam über einen Funkkanal.

»Wir müssen zurück! Kommen Sie mit!«, bat Tatamar.

»Sofort, nur einen Moment!«, rief Deroh, holte ein zerfleddertes Büchlein aus einer verbeulten Dose, dann krabbelten Sie alle in den Tunnel.

»Ich habe jeden Tag der letzten vierzig Jahre in meiner Chronik festgehalten!«, rühmte er sich. »Heute ist mein Lieblingstag: Der Freitag!«

Rettungskapseln

Nein, dieser Lärm gehörte definitiv nicht zu seinem Traum, stellte er fest, als er sich langsam in die wache Welt zurückkämpfte. Er sah flüchtig auf die Uhr neben seinem Bett, es war noch nicht mal ein Uhr. Er hatte das Gefühl, gerade erst eingeschlafen zu sein.

Der Ton war ein Warnton, soviel war klar. Als er auf der *Esnotra Express* seine Innenkabine bezogen hatte, wurde ihm gemeinsam mit knapp 400 anderen Reisenden erklärt, was die unterschiedlichen Warntöne zu bedeuten hatten, doch er hatte es vergessen. Sollte er jetzt in seiner engen Zwei-Mann-Kabine bleiben oder sie verlassen? Da fiel sein Blick auf eine leuchtende Anzeige über der Tür: *Evakuierung*.

»Oh, Mist!«, rief er erschrocken und sprang schnell aus dem Bett. Die Müdigkeit war wie weggeblasen. Hastig zog er sich die zerknüllte Hose und das zerknitterte Hemd an, die er gestern achtlos auf den Boden neben seinem Bett geworfen hatte. Er griff nach dem kleinen Koffer mit seinen Arbeiten. Schuhe, dachte er noch, aber da kam eine Lautsprecherdurchsage vom Kapitän des Schiffes:

»Hier spricht Kapitän Harring. Alle Reisenden werden gebeten, sich schnellstmöglich bei den Rettungskapseln einzufinden! Folgen Sie den ausgewiesenen Fluchtwegen. Bitte lassen Sie Ihr Gepäck in den Quartieren, es wird Ihnen später zugestellt werden!«, informierte er hastig und gepresst. Ein kurzes Knacken in der Leitung, dann war der Lautsprecher wieder tot. Wintent, der junge Mann von ARMATIN, ließ die Schuhe einfach liegen und lief barfuß auf den Gang. Aus den anderen Zweite-Klasse-Kabinen strömten weitere Fluggäste in den jetzt grell erleuchteten Gang. Grüne Pfeile liefen an den Wänden

und am Boden entlang und wiesen den Reisenden den Weg zu den Rettungskapseln.

»Was ist denn passiert?«, rief eine Frau, die an ihm vorbeilief, nur in einen Bademantel gekleidet.

»Ich hörte etwas von einem Maschinenschaden«, antwortete ein anderer Reisender, der im Gegensatz zu den meisten anderen nicht in Nachtwäsche gekleidet war.

Ein *Maschinenschaden* konnte alles sein, dachte Wintent. Er folgte dem Strom nach rechts den Gang hinunter, als sie plötzlich einen dumpfen Knall hörten und der ganze Boden unter ihnen erbebt. Ein paar Leute schrien erschrocken auf und auch Wintent war nicht wohl dabei. Wie stabil war wohl so ein Mittelklasse-Passagierschiff?

Der Strom der Leute begann zu stocken, als sie auf die Empore über der Promenade des Mitteldecks kamen. Die Promenade war für die Zweite-Klasse-Passagiere die einzige Möglichkeit, aus den engen Kabinen zu entkommen. Jetzt war sie voll von Reisenden, sie standen auf den beiden breiten Freitreppen der Steuerbordseite bis zur Empore hinauf. Wintent hatte gerade die ersten beiden Stufen hinter sich gebracht und kam nicht weiter. Aus den Panoramafenstern konnte er einen trostlosen kalten Ball im All sehen. Ob es ein Mond oder ein Planet war wusste er nicht, aber zumindest waren sie wohl in irgendeinem Sonnensystem gelandet. Wintent hörte Leute Befehle rufen, zweifelsohne Mannschaftsmitglieder. Er wurde zwischen einem älteren Mann vor ihm, der nur eine Unterhose trug und einem Liverali in Geschäftsanzug hinter ihm eingeklemmt, da immer noch mehr Leute in Richtung der Promenade drängten.

»Wir haben Platz für jeden! Bitte nicht drängeln wir haben auch genug Zeit!«, rief ein Offizier über ein Megafon in die Menge. Er sah so aus, als würde er es

selbst nicht glauben. Furcht war in seinen Augen, Wintent kannte den Ausdruck, er hatte ihn oft genug gemalt. Die Offiziere drängten die Leute hinter eine rote Linie zurück, die längs über die Promenade verlief und öffnete die Zugänge zu den Rettungskapseln, die unterhalb der Promenade lagen.

»Können Sie uns denn nicht einmal sagen, was hier eigentlich passiert ist?«, rief ein Passagier ärgerlich und laut genug, dass man es auch über die Furcht der anderen Leute hören konnte. Wintents Aufmerksamkeit wurde ganz kurz von diesem Mann gefangen, der einen der wenigen Offiziere auf der Promenade angesprochen hatte. Aber er wurde einfach ignoriert, während die Mannschaft eine Luke nach der anderen öffnete. Aus den Rettungskapseln unter dem Boden fuhren Gestelle mit Notsitzen hoch, immer vier Sitze auf einem Gestell und zwei Gestelle aus jeder Kapsel. Und während die Mannschaft noch immer weitere Luken öffnete, wurden weiter vorne bereits die ersten Passagier in die Sitze gezwängt und gesichert. Immer, wenn alle acht Sitze belegt waren, rauschten sie automatisch nach unten in die Rettungskapseln und der Boden verschloss sich darüber.

Wintent überschlug schnell die Menge der Leute hier auf der Promenade und die Anzahl der Rettungskapseln im Boden. Das würde knapp werden, dachte er sich. Er konnte eine Stufe weiter nach unten steigen.

Dann spürte er plötzlich das Vibrieren des Bodens unter ihm. Es war zuerst nur ganz schwach gewesen, doch jetzt wurde es immer heftiger. Er konnte ein Brummen hören, sogar über die Befehle der Mannschaft und die Angst der Passagier hinweg. Die Mannschaft schob die Passagier jetzt mehr oder weniger unsanft in die Sitze und sicherten sie.

»Immer acht Personen!«, riefen sie unablässig den Umstehenden zu, während das Vibrieren immer

stärker wurde. Wintent machte noch einen Schritt die Treppe hinunter. Er spürte die Vibration bis in die Knie hinauf, dann gab es plötzlich eine Explosion irgendwo im Schiff und es wurde dunkel. Die Treppe unter ihm kippte weg und er hing plötzlich irgendwo in der Luft. Die Gravitation war ausgefallen, bemerkte er mit einem rationelleren Teil seines Bewusstseins. Der andere, weitaus größere Teil geriet in Panik. Wie sollte er jetzt nach »unten« zu den Rettungskapseln kommen? Das kalte Licht des Himmelskörpers, das da durch die Panoramafenster fiel, erhellte die Szenerie, weiteres Licht kam aus den Schächten, da die Rettungskapseln alle autarke Energieversorgung hatten und beleuchtet waren.

Dann bekam er plötzlich einen massiven Tritt in seinen Rücken. Die Luft wurde ihm aus den Lungen gepresst, aber er bewegte sich jetzt wieder auf den Boden zu. Wahrscheinlich war ein anderer Passagier in dem ganzen Durcheinander einfach mit ihm kollidiert. Rings um ihn herum ruderten die Leute mit den Armen, versuchten, irgendwo Halt zu finden und der kleine Livali im Anzug klammerte sich an sein Bein, als er an ihm vorbeischwebte. Das verlangsamte Wintent natürlich, aber dann kam er auch schon in die Greifweite eines Mannschaftsmitglieds. Der kräftige Mann hatte sich mit einem Bein in einem der Gestänge eingehakt und zog wahllos Leute zu sich heran, die er erreichen konnte.

»Immer acht Personen, kein Gepäck!«, rief er, drückte Wintent in einen Sitz, sicherte ihn und entriß ihm seinen Koffer, den er achtlos hinter sich warf.

»Moment...«, rief Wintent noch, doch der starke Mensch hatte bereits den Livali neben ihm in den Sitz gezwängt. Damit waren die acht Sitze voll. Das Letzte, was er vom Inneren der *Esnotra Express* sah, waren die noch mehr als 200 Passagiere, die im dunklen dreigeschossigen Panoramadeck umher

schwebten. Dann öffnete sich das Gitter unter seinen Füßen und die beiden Viersitze rauschten nach unten, angetrieben von irgendeinem Mechanismus auf Gasbasis. Über ihnen schnappte die Luke zu und im selben Moment spürte er einen unglaublichen Druck auf seine Schultern, als die Rettungskapsel nach unten aus dem Schiff herausgeschleudert wurde. Durch ein winziges Glasfenster über ihm konnte er einen Blick auf die *Esnostra Express* werfen. Der Antrieb an dem die Rettungskapsel vorbeiflog, schien zu brennen. Das Feuer war schon ganz in der Nähe des Ortes gewesen, an dem er gerade noch auf der Treppe gestanden hatte. Der Druck auf seine Schultern hörte auf, als die Beschleunigung der Rettungskapsel zurückging. Die *Esnostra Express* wurde langsam kleiner, er konnte noch zwei weitere Kapseln sehen, die aus dem Schiff ausgeworfen wurden.

»Die Gefahr ist noch nicht gebannt!«, informierte sie ein Toach, der ihm gegenüber auf der anderen Reihe festgeschnallt saß.

»Wenn Antriebe brennen ist das nie gut und die Energieversorgung ist ausgefallen«, bestätigte auch der Livali in Geschäftskleidung.

»Aber wie geht es jetzt bei uns weiter?«, fragte eine ältere Frau rechts neben ihm. Matt hing sie in ihrem Sitz und schien mit der ganzen Situation komplett überfordert zu sein. Wintent sah sich in der kleinen Kammer um. Sie war nahezu rund hatte knapp drei Meter Durchmesser, es gab drei Ein- und Ausstiege. Vor ihnen auf dem Boden gab es etwas wie ein Computerterminal. Die Wände waren mit großen und kleinen Abdeckungen übersät, hinter denen sich wahrscheinlich Vorräte und medizinische Ausrüstung befanden.

»Wenn alle Kapseln gestartet wurden, werden sie sich an einem Fleck im All zusammenfinden«, wusste der Toach.

»Außer, wir könnten auf einem Planeten landen«, ergänzte der Livali.

»Haben wir denn hier einen Planeten? Ich habe nur so was wie einen Mond gesehen«, brachte sich Wintent ein und versuchte ruhig zu klingen. In seinen eigenen Ohren klang es nicht so, aber das Gespräch mit den anderen tat ihm gut. Optionen finden, war jetzt seine Wunsch. Was noch passieren konnte, wollte er sich jetzt erst mal nicht ausmalen.

„Wir sind hier zwar an keiner der Hauptstrecken“, meinte der Livali, „aber hier kommen trotzdem jeden Tag zwei Raumschiffe durch. In zehn bis zwölf Stunden sollte jemand zumindest bemerken, dass hier etwas passiert ist, dafür brauchen wir gar nicht auf irgendeinen Planeten runter.“

„Falls wir nicht sogar auf unser Schiff zurückkommen“, sagte der Toach zuversichtlich.

Doch dann explodierte die *Esnotra Express* und Trümmerteile wurden in den ganzen Raum geschleudert.

»Oh, Scheiße!«, rief der Mann in der Unterhose, der es auf wundersame Weise auch in die Kapsel geschafft hatte. Sie wurden sie von einem größeren Trümmerteil getroffen, Wintent wurde wieder hart in seinen Sitz gepresst. Alles drehte sich und Wintent hatte Angst, das Bewusstsein zu verlieren. Zischte das was? Hatten sie jetzt ein Leck? Würde die Kapsel unter der Beschleunigung auseinanderbrechen? Langsam wurde es wieder ruhiger und die Rettungskapsel schien sich wieder zu stabilisieren.

»Das werden nicht alle geschafft haben«, vermutete der Toach besorgt und schnallte sich aus seinem Sitz. Er bewegte sich vorsichtig zur Computerkonsole in der Mitte und versuchte, sie in Gang zu bringen.

»Sind wir in Ordnung?«, fragte der Livali.

»Scheint so, sonst wären wir jetzt schon alle tot«, vermutete der Mann in der Unterhose düster, woraufhin die ältere Dame zu weinen begann.

»Wir senden ein Notsignal. Ich erkenne hier noch zweiundzwanzig weitere Notsignale von anderen Rettungskapseln«, meldete der Toach.

»Das ist weniger als die Hälfte!«, erkannte Wintent schockiert.

»Vielleicht gibt es noch Kapseln mit defekter Sendeeinrichtung«, versuchte der Toach zu beruhigen. Wintent vermutete, dass er es selbst nicht glaubte. Er sah von einem zum anderen. Die alte Dame neben ihm weinte immer noch und schien sich damit jedem weiteren Gespräch zu entziehen. Ob er sich abschnallen und sie trösten sollte?

»Wir werden uns mit den anderen Kapseln zusammenschließen und feststellen, ob es noch ein oder zwei Versorgungsknoten vor der Explosion aus dem Schiff geschafft haben. Die hat jedes Schiff, um die Vorräte der Rettungskapseln zu ergänzen. Dort gibt es auch bessere medizinische Versorgung, falls das benötigt wird, wir können uns dann auch mit anderen Passagieren und der Mannschaft austauschen. Danach können wir nur noch warten, bis wir gerettet werden. Rettungskreuzer der Gemeinschaft können jeden Teil aller interstellaren Strecken innerhalb von fünf Tagen erreichen«, erklärte der Toach den Plan.

„Falls wir nicht vom Kurs abgekommen sind“, erinnerte der Mann in Unterhose düster.

Wintent sah aus den drei Luken hinaus. Nur hinter der oberen Luke konnte er etwas anderes als das schwarze All erkennen, es waren glühende Trümmerteile der *Eсноstra Express*. Er öffnete schließlich doch den Verschluss seines Sitzes und schwebte auf eine der unteren Luken zu, während der Mann in Unterhose hinter einer der Verkleidungen Decken und Nahrung fand. Wintent sah hinaus in All.

Irgendwo links - was auch immer links im All bedeutete - war der Mond, ein Planet war nirgends zu sehen, er konnte noch nicht mal die Richtung ausmachen, in der die Sonne stehen musste. Auch die anderen Rettungskapseln sah er nicht. Das erste Mal in seinem ganzen Leben wurde ihm klar, wie weit das All wirklich war. Wie kalt und wie lebensfeindlich. Wie sollten sie hier je gefunden werden? Sicherlich mussten sie tagelang auf ihre Rettung warten. Er kehrte zu seinem Sitz zurück und sah von einem zum anderen. Sie alle hatten Angst, es würde darauf ankommen, dass sie alle zusammenarbeiteten - selbst wenn es nur darum ging, dass sie alle überlebten. Und er wusste: Wenn man ihn endlich aus dieser Kapsel herausholen würde, hatte er entweder sieben neue Freunde - oder er war tot.

Technisch verwandt

Akarisa stieg aus dem Schnelltaxi und stand vor der Halle, in der seine Familie wohnte. Die *Pulsar* war nach der Mission bei den Neuorlasiern nach ARATIS zurückgekehrt, zu seiner Heimat. Der Vize-Kapitän der *Pulsar* ging auf die breite Tür zu, die eher an ein Rolltor eines Hangars erinnerte als an eine normale Wohnungstür. In Gedanken war er immer noch mit den Ereignissen von GOTTES HORT beschäftigt, aber er entschied, diese Gedanken zumindest für den heutigen Abend beiseite zu schieben.

Der bronzefarbene, kräftige Toach, dessen Erscheinungsbild an Menschen angelehnt war, hätte die Tür einfach öffnen können. Die ersten zwanzig Jahre seines Lebens hatte er hier gelebt und seine Zugangsberechtigung war von den Eltern nie gelöscht worden. Doch er klingelte lieber, wie der Gast, der er heute war. Es dauerte eine Weile, bis er ein lautes Knacken im Rolltor vernahm und sich darin eine kleinere Tür öffnete.

»Akarisa, mein Sohn!«, rief seine Mutter fröhlich und trat vor die Tür, um den nur wenig größeren aber viel schwereren Toach in die Arme zu schließen.

»Hallo, Mutter«, grüßte Akarisa und versuchte, sie bei der Umarmung nicht zu fest zu drücken. Die zierliche Toach war schon mehr als 350 Jahre alt und hatte das Ende Ihres Lebens schon fast erreicht, wie sich Akarisa traurig ins Gedächtnis rief. Toach aus Ihrer Serie wurden selten älter als 370 Jahre. Sie sah ihn aus ihren vierzig verschieden großen, roten Augen an.

»Schön, dass Du da bist. Komm doch herein, Atana und Elena sind auch schon da und kochen uns gerade etwas«, sagte seine Mutter. Sie nutzte die Sprache der Toach, eine digitale Sprache, die auf Frequenzbändern gesprochen wurde, die Menschen nicht einmal hören

konnten. Akarisa sprach mittlerweile häufiger die Sprache der Menschen als die der Toach und mochte sie auch lieber. Toach hatten in der Sprache der Menschen mehr Zeit zum Nachdenken, was sie sagen wollten, da sie sich mit ihrer eigenen Sprache fast hundertmal schneller ausdrücken konnten.

Gemeinsam traten sie durch das Tor und kamen in die große Halle, die das Heim von Akarisas Familie darstellte.

»Akarisa ist da!«, rief Amalsa laut und ging fröhlich in den Raum hinein, an der Seite ihres Sohnes.

»Hallo, Bruder«, riefen die Zwillinge Atana und Elena, die gemeinsam an der Kochstelle am Rand der Halle standen. Sie waren kryptographische Programmierinnen und sahen ihrer Mutter, die als Linguistin gearbeitet hatte, ähnlich: Klein, zierlich, silbern, aber sie beide hatten einen zweiten linken Arm, den sie zum Programmieren brauchten. Jetzt waren sie eng an ihre Körper angelegt war, um nicht bei der Zubereitung der Speisen zu stören.

Akarisa sah aber schon zu seinem Vater hinüber, der auf einem Sockel in der Mitte der Halle ruhte. Infrarote Laserstrahlen tasteten suchend durch den Raum und blieben schließlich an Akarisa hängen und liefen über seinen Körper.

»Willkommen, komm näher, mein Sohn!«, rief die laute Stimme von Gogrisa durch die Halle. Akarisa musterte seinen Vater. Er hatte als Maurer gearbeitet, war fünf Meter breit und zwei Meter hoch. Er sah im Gegensatz zum Rest seiner Familie nicht wie ein technisches Wesen nach biologischem Vorbild aus, er war gleich als die Arbeitsmaschine zu erkennen, die er war. Das einzige Element nach biologischem Vorbild war der Kopf, der oben auf dem Körper positioniert war und der bei der Arbeit in den Rumpf zurückgezogen werden konnte. Der Kopf wirkte fehl am Platz in der Gesamtkonstruktion seines Vaters und

war ihm bei einem Unfall auf dem Bau sogar schon einmal abhanden gekommen. Akarisa war immer noch etwas erstaunt, das seine Eltern trotz des Größenunterschiedes und der vollständig unterschiedlichen Arbeitsbereiche eine so harmonische Verbindung aufnehmen und halten konnten. Das war nicht oft unter den Toach der Fall.

»Hallo, Vater! Wie geht es dir?«

»Ich lebe noch«, sagte Gogrisa mit einer gewissen Portion Sarkasmus.

»Seit er im Ruhestand ist, kommt er kaum noch von seinem Sockel herunter«, klagte Amalsa und trat an die Seite Ihrer Mannes, um eine von den Steinzangen an der Unterseite seines massigen Körpers zu tätscheln, mit denen er Ziegel unterschiedlichster Größe verbaut hatte.

»Ich habe mir etwas Ruhe verdient«, entgegnete Gogrisa und streckte wie zum Beweis, das er noch voll funktionsfähig war, alle Werkzeuge von sich.

»Das hast du wirklich«, bestätigte Akarisa, der seinen Vater eigentlich immer nur staubig in Erinnerung hatte. Sein Vater liebte Stein und die Bauwerke, die er damit schuf. Zumindest, solange sie einen konkreten Nutzen hatten.

»Und wie geht es dir, mein Sohn?«

»Gut. Die letzte Mission war anstrengend und jetzt freue ich mich auf ein paar ruhige Tage hier in ELEKTRA. Es ist immer schön, nach Hause zu kommen.«

Akarisa sah sich suchend um. Wie er es befürchtet hatte, war von seinem älteren Bruder Mymrisa nichts zu sehen.

»Kannst Du uns hier gerade helfen, Akarisa?«, rief Atana aus dem Küchenblock und hielt ein großes Messer in der Hand.

»Klar.«

Der Vize-Kapitän der *Pulsar* kochte auch zu Hause hin und wieder selbst. Wie viele Toach hatte er einen Bioreaktor, der aus biologischer Nahrung Energie gewinnen konnte. Seine Schwestern kochten schon seit ihrer frühen Kindheit gemeinsam. Soweit Akarisa wusste, war es ihr einziges Hobby und sie banden oft die ganze Familie dabei mit ein. Bevor er den großen Streit mit seinem Vater gehabt hatte, hatte auch Mymrisa Talent zum Kochen an den Tag gelegt. Wenn alle gemeinsam kochten, kamen die diplomatischen Fähigkeiten, die sie alle von ihrer Mutter hatten, besonders gut zum Vorschein.

»Hier, schneide bitte das Gemüse in kleine Streifen. Sie sollten eine Breite zwischen vier und sechs Millimetern haben, damit sie gleichmäßig garen«, wies Atana ihren älteren Bruder an. Akarisa nickte, nahm verschiedene Sorten Gemüse und begann mit der Arbeit.

»Es geht ihm nicht so gut, wie er dir sagt«, sagte Elena so leise, das ihr Vater es nicht hören könnte.

»Das habe ich mir schon gedacht. Er sieht auch nicht gut aus. Er wirkt kraftlos und ohne Elan. Habt Ihr ein Auge darauf?«

»Natürlich. Wir stehen auch mit den Ärzten in Kontakt. Und auf Mutter haben wir auch ein Auge«, beruhigten die Zwillinge.

»Habt ihr etwas von Mymrisa gehört?«, versuchte Akarisa weiter sein Glück. Die beiden Frauen wechselten einen Blick.

»Er hat sich eine Halle hier in der Nähe gemietet und stellt da seine Skulpturen her«, sagte Elena mit verächtlichem Unterton.

»Wie hat Vater reagiert?«

»Er ignoriert ihn weiterhin. Und Du solltest ihn auch in Ruhe lassen!« Und hier kam wieder das Element der Beständigkeit durch, das sie alle hatten.

Oft – vor allem beim Vater – wirkte sich das aber als Sturheit aus.

Akarisa ließ das Thema ruhen, während er mit seinen Schwestern weiter kochte. Sie redeten über Belanglosigkeiten, doch in Gedanken war Akarisa bei seinem Bruder, dem Bildhauer. Mymrisa war ihm am ähnlichsten und einer der ersten seiner Bauart gewesen. Als Toach nach menschlichem Erscheinungsbild hätte er in die Flotte gehen können, wäre vielleicht Botschafter oder Wissenschaftler geworden. Aber Mymrisa hatte schon früh seine Liebe zum Stein gefunden und hatte bereits während seiner Schulzeit lieber Skizzen angefertigt als Geschichte und Politik zu lernen oder sich mit Gentechnik auseinanderzusetzen. Seine Eltern hatten das immer als eine Verschwendung von Talent gesehen, wenn auch Gogrisa die Liebe zum Stein teilte. Doch in den Augen der Familie war Bildhauerei fruchtlos und so waren sehr glücklich, dass zumindest Akarisa den Weg in die Flotte und zu den Sternen gefunden hatte. Als Akarisa sein erstes Kommando angenommen hatte, war sogar sein Vater an Bord des Schiffes gekommen, was für ihn einen großen Aufwand und eine weite Reise bedeutet hatte.

Aber tief in seinem Inneren konnte Akarisa seinen Bruder verstehen und hatte als Einziger aus seiner Familie dessen Künstlerdasein akzeptiert. Morgen würde er ihn besuchen gehen.

Das Essen war fertig und die Zwillinge hatten den Tisch vor Vaters Sockel gedeckt. Gogrisa war der einzige, der nicht mitaß, da er keinen Bioreaktor hatte.

»Starkstrom bekommt mir immer noch am Besten«, sagte er lachend, während sich seine Familie zu Tisch setzte.

Das Essen war köstlich. Die Schwestern schafften es, einen genialen Kontrast zwischen dem milden Gemüse auf der einen Seite und Säure und Schärfe in der Soße

auf der anderen Seite zu gestalten. Akarisa war mal wieder erstaunt. Ein Mensch hätte sich an dieser Speise alles verätzt, aber Akarisa genoss den traditionellen Zweig der Küche der Toach.

»Tatora und Rurman bekommen nächste Woche ihr drittes Kind«, informierte Gogrisa seinen Sohn. Es war ein ganz leichter Vorwurf in der Stimme zu hören. Tatora war die Tochter der Nachbarn und gut hundert Jahre jünger als Akarisa. Auch seine Schwestern hatten keine Kinder: Ihre gemeinsame Arbeit verlangte den beiden viel ab und so blieb keine Zeit für eine eigene Familie.

»Eigentlich wollten sie doch kein weiteres Kind«, wusste Elena.

»Ihr Ältester ist jetzt aus dem Haus und Rurman liebt Kinder. Könnte an seiner Arbeitsstelle in der Schule liegen«, meinte Gogrisa, der als einziger nicht den Mund voll hatte. Zum Glück konnten die Toach trotzdem weitersprechen, selbst bei der Nahrungsaufnahme. Akarisa wusste, wie gerne seine Eltern auch Enkelkinder hätten. Ob sie das aber noch erleben würden, war fraglich. Auch Akarisa hatte für eine ernste Beziehung an Bord der *Pulsar* keine Zeit.

»Habt ihr eigentlich noch mal was von Oboton gehört? Hat er in der Zwischenzeit entschieden, was er machen möchte?«, fragte Akarisa, um das Thema zu wechseln. Er war einer der Toach, mit denen er als Kind gespielt hatte. Er hatte nach der Schule verschiedene Stellen angefangen und war nach wenigen Jahren immer wieder zurück nach Hause gekommen, weil ihm nicht gefallen hatte.

»Und ob!«, sagte Gogrisa und schnaubte.

»Er will jetzt ein Raumtaoch werden«, erklärte Amalsa.

»Kein Wunder! Wenn ein Produktentwickler und eine Wahrscheinlichkeitsberechnerin ein Kind

bekommen, kann ja kein stabiler Toach dabei herauskommen«, meckerte der Maurer.

»Gogrisa!«, tadelte Amalsa. Aber ihr Mann redete schon weiter.

»Kannst du dir das vorstellen? Nicht nur ein leichter Umbau, wie bei anderen«, Gogrisa erwähnte bewusst nicht Mymrisa, der neue Arme bekommen hatte, mit denen er besser Steine bearbeiten konnte. »Er will einen ganz neuen Körper!«

»Technisch wäre das sogar möglich«, sagte Akarisa und wischte die saure Soße in seinem Teller mit etwas Brot auf.

»Und moralisch falsch! Es hat schon seinen Sinn, warum man in der Gestalt auf die Welt kommt, in der man es tut. Ich kann mich auch nicht einfach in einen neuen Körper umbauen lassen«, ärgerte sich Gogrisa.

»Hast du dich denn nie gefragt, wie es wäre, auf zwei Beinen zu gehen?«, fragte Akarisa neugierig.

»Nein. Wozu? Ich habe Antigravitaionseinheiten und kann damit überall hin, wohin ich will. Ich bin ein Maurer und mehr muss ich nicht sein.«

Sein Vater war schon immer stur gewesen. Das war wahrscheinlich auch der Grund gewesen, warum er mit Mymrisa nie gut klargekommen war. Schon vor Akarisas Geburt hatte es oft heftigen Streit zwischen Vater und Sohn gegeben. Akarisa war nur froh, dass sich seine Eltern danach entschieden hatten, doch noch weitere Kinder zu bekommen.

Sie sprachen danach noch über die Verwandtschaft. Vaters Bruder war im Hospital, da seine Hydraulik irreparabel beschädigt war. Lange würde er sicher nicht mehr leben, das stellte Gogrisa traurig fest und es schwebte auch immer eine gewisse Sorge über die eigene Endlichkeit dabei mit. Es gab lustige Anekdoten über die Nachbarn und deren Kinder, den aktuellen Klatsch über den Bürgermeister der zweitgrößten Stadt hier auf ARATIS und schließlich erzählte Akarisa doch

noch, wie er mit der neuen Kapitänin der *Pulsar* zurechtkam.

Gogrisa bot seinem Sohn an, auch die Nacht in seinem alten Zimmer zu verbringen, aber Akarisa wollte lieber in einem Hotel bleiben. Seine Eltern erschöpften beide sehr schnell, die Zwillinge hatten ihm empfohlen, ihnen etwas Ruhe zu gönnen. Akarisa war es Recht, es gab zu viele Erinnerungen im Haus seiner Eltern. Er hatte sich aber weiterentwickelt und lebte mittlerweile ein ganz anderes, eigenes Leben. Er konnte sich beim besten Willen auch nicht vorstellen, wie sein alter Freund Oboton wieder bei den Eltern einzuziehen.

Als Akarisa ging, brachte ihn Amalsa zur Tür. Sie schloß sie hinter sich und die beiden standen ungestört auf der Straße.

»Wann triffst du ihn?«, fragte sie und fixierte ihn mit allen ihren Augen gleichzeitig.

»Morgen«, bestätigte Akarisa nach kurzem Zögern.

»Es ist gut, dass er in der Nähe ist. Gogrisa würde das nie zugeben, aber er fehlt ihm. Grüß ihn bitte von mir«, sagte seine Mutter. Dann schloß sie ihn noch einmal in die Arme.

»Das werde ich«, sagte er zufrieden. Da war sie also doch: Die Chance auf Versöhnung.

Eine letzte Chance

In Handschellen ging er auf die Tür zu. Hinter sich konnte er die schweren Schritte der beiden bewaffneten Soldaten hören, die ihn bewachten. Bis heute Morgen war er noch in einem Gefängnis an Bord der *Pulsar* gewesen, danach war er von Vize-Kapitän Akarisa an das Militär übergeben worden. Geheimadmiral Yorcam hatte gehofft, seine eigenen Leute würden ihn abholen, aber offensichtlich wollte Präsident Alimar das Spiel noch eine Weile weiter spielen. Alimar war ärgerlich und das konnte er ihm nachfühlen. Aber diese Behandlung hatte er nicht verdient! Immerhin war er der Leiter des Geheimdiensts!

Die Tür in einen kleinen Besprechungsraum öffnete sich vor ihm. Innen standen vier Agenten des Geheimdiensts in ihren schwarzen Uniformen. Endlich vertraute Gesichter, freute er sich.

»Bleiben Sie draußen, wir übernehmen hier!«, sagte ein Hauptmann des Geheimdiensts ohne Gruß. »Danke für Ihre Mühe!«

»Für den Geheimdienst tun wir doch alles«, antwortete der militärische Offizier sarkastisch und schob Yorcam unsanft in den Raum. Der Geheimadmiral drehte sich dem Soldaten noch einmal zu und hob stumm die Hände hoch. Der Offizier griff nach den Handschellen.

»Die Handschellen bleiben dran!«, bellte der Mann vom Geheimdienst. Enttäuscht ließ Yorcam die Hände wieder sinken. Langsam wurde es albern. Warum wurde dieses Schauspiel nicht einfach beendet? Wortlos drehten sich die bewaffneten Soldaten um und verschwanden, während sich die Tür zum Raum schloss.

»Setzen Sie sich!«, bat der Hauptmann, nur wenig freundlicher.

»Kann mir einer diese Dinger abmachen?«, fragte Yorcam und hielt wieder seine Arme mit den Handschellen hoch. Aber nicht der Hauptmann antwortete, sondern Präsident Alimar persönlich, der jetzt durch die andere Tür in den kleinen Beratungsraum in den unteren Ebenen des Regierungspalasts kam.

»Nicht so voreilig, Geheimadmiral«, sagte er mit grimmigem Tonfall. Er baute sich vor dem sitzenden Yorcam auf und wirkte aus dieser Perspektive noch bedrohlicher und größer, als er es ohnehin schon war. Wie immer war der Xoß in dichte, dicke Gewänder gehüllt, nur sein vergleichsweise winziger Kopf und seine kräftigen Hände ragten daraus hervor. Das strahlende Licht des Raumes brachte die metallische, kupferfarbene Haut des Xoß zum Leuchten, seine roten Haare standen um den kleinen Kopf wie wilde Drähte in alle Richtungen ab. Die kleinen Augen mit den winzigen Pupillen waren starr auf Yorcam gerichtet. Die Xoß waren Krieger, dessen war sich der Geheimadmiral in diesem Moment sehr bewusst.

»Ich müsste Sie auf der Stelle unwiederbringlich verschwinden lassen«, eröffnete ihm der Xoß dann. Yorcam antwortete nicht. Er wusste, dass er vielleicht das eine oder andere Problem selbst verursacht hatte. Würde der Präsident ihn jetzt wirklich beseitigen lassen? Die Mitarbeiter vom Geheimdienst waren alle bewaffnet, wie er plötzlich bemerkte.

»Sie haben sich selbst enttarnt!«, rief der Xoß laut. »Was, glauben Sie wohl, soll Onez Renma dann noch für eine Rolle spielen? Haben Sie vergessen, dass er Ihnen als offizieller Geheimdienstleiter den Rücken freihält, indem er die Aufmerksamkeit auf sich lenkt?«

Yorcam sah hilfesuchend zu den vier Agenten herüber, die alle mit versteinerten Gesichtern an der Wand standen und sich nicht rührten.

»Präsident, ich kann das erklären: Meine Sinne waren getrübt von den Gasen auf ...«, begann Yorcam mit einer Verteidigung, die sich sicherer anhörte, als er sich im Moment fühlte. Aber Alimar fiel ihm schon ins Wort:

»GOTTES HORT. Ja, ich weiß!«, rief er ärgerlich. »Was wollten Sie da überhaupt? Und kommen Sie jetzt nicht damit, dass Sie die *Quelle der Macht* bergen wollten! Ich hab die Berichte von der *Pulsar* gelesen: Es wäre klug gewesen, im Orbit getarnt zu bleiben und die Flotte ihre Arbeit machen lassen!«

»Es waren zu viele Parteien da unten«, begann Yorcam, aber der Präsident ließ ihn nicht weitersprechen:

»Ach, und da wollten Sie das Problem lösen, indem Sie noch eine weitere Partei einbringen? Meiner Meinung nach, Geheimadmiral, wollten Sie den Ruhm für sich und haben in diesem Moment alle notwendige Vorsicht fahren lassen! So einen Geheimadmiral kann ich nicht brauchen!«, urteilte Alimar vernichtend. Der Präsident der Gemeinschaft setzte sich jetzt auf einen der Stühle im Raum. Trotzdem war er immer noch ein ganzes Stück größer als der Geheimadmiral selbst.

»Ihre unbesonnene Aktion hat den Geheimdienst ein getarntes Schiff gekostet - eines, das nach Ihren eigenen Vorstellungen kostspielig ausgestattet worden ist, es hat Ihrer Besatzung das Leben gekostet! Zur Erinnerung: Sie haben die besten Leute immer für sich selbst beansprucht, sie klein gehalten und damit effektiv die zukünftige Führungselite des Geheimdiensts ausgeschaltet. Sie haben Ihre eigene Tarnung verloren und Sie haben die *Quelle der Macht* verloren. Ferner haben Sie es nicht geschafft, die Fenor zu analysieren und den Raumtoach zu identifizieren,

der das Schiff des Prophetums vernichtet hat«, zählte Alimar an seinen Fingern auf, von denen so manches Glied im Kampf abhandengekommen war.

Bedrückendes Schweigen entstand zwischen dem Menschen mit dem weißen Haar und dem Xoß. Yorcam fragte sich wieder, ob er diesen Raum lebend verlassen würde. Die vier Agenten wirkten zu Allem bereit und er war immer noch in Handschellen. Niemand wagte, ihn anzusehen.

»Yorcam, Sie haben wirklich Glück, dass der Vize-Kapitän der *Pulsar* ein anständiger, loyaler und vertrauenswürdiger Toach ist. Er alleine hat erfahren, wer Sie wirklich sind. Er hat mich sofort persönlich benachrichtigt und hat Sie als einfachen Gefangenen an Bord seines Schiffes geholt. Er hat nicht nur Ihr Leben gerettet, er rettete auch Ihre Tarnung«, sagte Alimar schließlich. Unendliche Erleichterung durchflossen den Geheimdienstleiter.

»Ich muss mich bei ihm bedanken«, wollte Yorcam schon sagen, aber Alimar übertönte seine ersten Worte bereits mit seinen eigenen:

»Nur, weil ich zur Zeit keine Alternative habe, werde ich Ihnen noch eine letzte Chance geben! Was also wollen Sie jetzt tun?«, fragte er. Er klang immer noch grimmig und Yorcam wusste, dass er jetzt ein paar vernünftige Vorschläge bringen musste. Aber in der Zeit im Gefängnis der *Pulsar* waren ihm schon ein paar Ideen gekommen, die er jetzt vielleicht anbringen konnte.

»Darüber habe ich mir in den letzten Tagen schon konkrete Gedanken gemacht!«, begann er, und eine Spur seines selbstsicheren Lächelns kam wieder zurück auf sein Gesicht, »Alle Rätsel, die uns zur Zeit beschäftigen, hängen mit diesem Raumtoach zusammen, der das Schiff des Prophetums vernichtet hat«, begann er. »Dort wird sich die *Quelle der Macht* befinden. Wir müssen mit der Regierung von ARATIS

zusammenarbeiten, um sowohl herauszufinden, wer dieser Raumboch ist wie auch diese große Toach, die mutmaßlich die *Quelle der Macht* geborgen hat und nach den Aussagen der Soldaten der *Pulsar* auch das Kommando hatte. Dann können wir auch herausfinden, warum sie unsere Tarnung umgehen und mein Schiff sehen konnte«, sagte er zuversichtlich.

»Die Regierung der Toach haben wir natürlich schon lange kontaktiert. Bislang konnte Präsident Ayas uns da keine Auskunft geben«, schränkte Alimar sofort wieder ein.

»Ich habe da noch andere Quellen«, behauptete Yorcam. Er wusste zwar noch nicht, ob sie ihm helfen konnten, aber er wollte nicht ganz ohne Trumpf in der Hand dastehen. Ob Alimar ihm glaubte oder nicht, konnte er nicht feststellen.

»Dann erwarte ich schnelle Ergebnisse!«

»Die werden Sie erhalten, Präsident Alimar«, behauptete Yorcam und es kam ihm noch etwas in den Sinn: »Außerdem will ich nach einem Informationsleck suchen. Es scheint, als habe jemand in der Gemeinschaft Kontakt mit den Fenor. Sie kannten unsere Ziele und konnten mit einer Flotte aufwarten, die unserer mindestens ebenbürtig war.«

»Vor ein paar Tagen hat Flottenadmiral Fallenstehn einen Generalrevisor ernannt, der genau dieses Problem innerhalb der Flotte untersuchen soll«, warf Alimar ein.

»Einen Generalrevisor?«, fragte Yorcam erstaunt. »Das wäre der Erste seit mehr als hundert Jahren! Wer ist es?«

»Wir halten seine Identität geheim. Er ist vorgestern von ARMATIN kommend hier eingetroffen. Nur Fallenstehn, sein engster Stab und ich selbst weiß, wer er ist«, erklärte der Präsident der Gemeinschaft.

»Hat er die volle Machtbefugnis der früheren Generalrevisoren?«, fragte Yorcam skeptisch.

»Ja. Nicht mal Fallensteehn selbst kann ihn mehr stoppen. Nur ich kann seine Mission beenden. Vielleicht findet der Generalrevisor sogar heraus, wer die Fenor sind. Er wäre dann auch ein guter Kandidat für Ihren derzeitigen Posten, Geheimadmiral«, drohte der Xoß. Yorcam antwortete nicht. Alimar nickte einem der Agenten zu, der daraufhin die Handschellen öffnete.

»Sie bleiben bis auf Weiteres im Amt, Yorcam. Ein neues Schiff steht Ihnen zur Verfügung, ein Schwesterschiff der *Escalibur* und der *Rotes Schwert*. Es trägt keinen Namen, ist nirgends verzeichnet. Es verfügt über die gleiche Täuschvorrichtung, die auch die *Wirbelwind* hatte. Sie werden gut damit auskommen. Die neue Besatzung habe ich persönlich für Sie zusammengestellt, es sind mir loyale, kompetente und zuverlässige Leute. Auch mit der Besatzung werden Sie gut auskommen!«, befahl Alimar.

»Ja, Präsident Alimar«, bestätigte Yorcam kleinlaut. Er war sich sicher: Ab jetzt würde er auf Schritt und Tritt überwacht werden.

»An die Arbeit, Yorcam! Ihre einzige Chance ist jetzt, mir schneller Ergebnisse zu liefern als ich einen Nachfolger für Sie finden kann«, rief Alimar und erhob sich ruckartig. Ohne ein weiteres Wort verließ er den Besprechungsraum wieder. Und eskortiert von den vier Agenten verließ Yorcam ihn wenige Sekunden später in die andere Richtung.

Was zusammen gehört

Unmittelbar nach dem Gespräch mit Präsident Sosnar hatte sich das Präsidentum der AGCAT-Orlasier wieder auf den Weg gemacht. Sein nächstes Ziel war HAUPTHEIM, die Heimatwelt der Neuorlasier. Nach der Viruskatastrophe, die das verlorene Imperium vor mehr als zehntausend Jahren zerstört hatte, waren zwei orlasische Gruppen übrig geblieben, die nichts voneinander gewusst hatten. Die eine Gruppe war die, die das Prophetum auf AGCAT gesammelt hatte. Das Prophetum hatte sie unter seine Feudalherrschaft gezwungen und - wie man heute wusste - die Geschichte so gefälscht, dass sein eigener Anspruch legitim war. Die andere Gruppe hatte sich auf HAUPTHEIM gesammelt und dort ähnliche demokratische Strukturen entwickelt, wie auch Olas Epoch sie auf AGCAT aufzubauen versuchte.

Das ehemalige, einfache Arbeiterum hatte sich selbst auf den Weg gemacht, um den Austritt zu erklären. Damit wollte es seinem Volk den Stellenwert demonstrieren, den der völkische Wille in seinen Handlungen einnahm. Auf der anderen Seite hatte es so auch ausloten wollen, ob für eine eventuelle Rückkehr in die Gemeinschaft noch genügend Basis besteht. Doch der Empfang durch Präsident Sosnar hatte ihm gezeigt, dass die Gemeinschaft zur Zeit noch nicht mal in der Lage war, einfach zuzuhören. Kurzfristig würden sie sicherlich nicht mehr in die Gemeinschaft zurückkehren!

Unterwegs hatte Epoch die Reaktionen auf den Austritt der Orlasier aus der Gemeinschaft verfolgt. Das allgemeine Echo war Überraschung, gemischt mit Unverständnis und auch etwas Sorge. Die Reaktionen der Orlasier auf der anderen Seite waren durchweg positiv. Schon jetzt hatte sich eine große Schar aus dem

Gebiet der Gemeinschaft auf den Weg gemacht, um wieder nach AGCAT oder eine der anderen orlasischen Kolonien zu reisen. Viele gebildete Neutren waren dabei, die sich vor dem Einfluss des Prophetums in die Gemeinschaft geflüchtet hatten, doch jetzt gab es auch auf AGCAT wieder etwas zu bewegen und so kehrten sie zurück. Eine weitere Gruppe blieb noch in der Gemeinschaft, da auch Hoffnung entstanden war, sich sogar mit den anderen Orlasiern zu vereinen. Und genau aus diesem Grund war Präsidentum Epoch nach HAUPTHEIM unterwegs.

Der Empfang auf HAUPTHEIM war freundlich gewesen, aber nur in einem kleinen Rahmen verlaufen. Präsidentum Balal hatte es persönlich am Hafen abgeholt und war mit ihm dann nicht in die Hauptstadt, sondern zuerst einmal in seine Sommerresidenz in den Bergen über der Hauptstadt gefahren, wo Olas Epoch Zeit bekommen hatte, sich auszuruhen.

Am siebten Chrysanus 5020, dem zweiten Tag seines Besuchs, traf Epoch nach der Morgenmahlzeit auf der Terrasse des kleinen Hauses erstmals wieder auf Präsidentum Balal.

»Guten Morgen, Epoch«, grüßte Balal freundlich, als sein Gast zu ihm trat.

»Guten Morgen, Präsidentum Balal.«

»Ach, lassen wir doch diese Förmlichkeiten, wir sind doch hier unter Geschwistern«, schlug das alte Orlasierum vor. Es war ein wenig größer als Epoch, mindestens doppelt so alt und war schon eine ganze Zeit lang demokratisch gewähltes Präsidentum. Es hatte die ersten Angriffe der Fenor zurückgeschlagen und vorher die Neuorlasier erfolgreich aus einer Wirtschaftskrise geführt. Sein Volk vertraute ihm. Und es erwiderte dieses Vertrauen mit uneingeschränkter Liebe zu seinem Volk.

»Sie begegnen mir freundlicher, als ich es je erhofft hätte«, antwortete Epoch.

»Und Sie sind mutiger, als ich es von einem AGCAT-Orlasier erwartet hätte«, sagte Balal und machte das orlasische Äquivalent eines Lachens. Sie setzten sich auf einem Hocker und horchten in die Landschaft hinaus. Menschen, die hier gewesen wären, hätten das gewaltige Panorama bewundern können, das sich dem Betrachter am Fuße des Berges eröffnete. Man konnte von hier bis zum Meer sehen, das in sechzig Kilometern Entfernung begann. Orlasier konnten das natürlich nicht sehen. Aber sie hörten die Brandung des Meeres sogar bis hier her und vernahmten auch leise die Geräusche der Stadt unter ihnen. Sie hörten alles das, was sie das »Lied der Umgebung« nannten. Und hier oben, vom Wind und den Geräuschen der Bergtiere begleitet, war das Lied besonders schön.

»Warum sind Sie hier her gekommen, Olas? Wollen Sie fordern? Anbieten? Bitten? Fragen?«

»Vor allem wollte ich hören. Ich habe mich in der Vergangenheit viel mit Ihren Botschaftern auf AGCAT unterhalten. Wir wissen noch viel zu wenig voneinander. Wir können so viel über unsere eigene Vergangenheit lernen. Wir können bei Ihnen lernen, was wir hätten werden können, wenn unser Volk frei gewesen wäre«, sagte Olas Epoch.

»Das sind demütige Worte aus dem Mund eines AGCAT-Orlasiers. Ich hatte befürchtet, Sie würden kommen und die Hälfte des sogenannten verlorenen Imperiums einfordern«, gab Balal zu.

»Meiner Meinung nach steht dieses Gebiet tatsächlich allen Orlasiern zu. Aber wir werden es nur gemeinsam in Besitz nehmen können. Wenn später einmal die Zeit dafür reif ist«, sagte Epoch.

»Was also wollen Sie uns vorschlagen?«

»Wir sind aus der Gemeinschaft ausgetreten, um unsere Entscheidungen frei treffen zu können. Sie sind

im letzten Jahr aus demselben Grund nicht in die Gemeinschaft eingetreten. Mein Volk bittet um eine Allianz unserer Völker. Wir sollten jeweils autark bleiben, aber nach außen hin mit einer Stimme sprechen. Mein Volk hat seine Orientierung verloren. Gerne suchen wir diese wieder bei Ihnen«, erklärte Epoch.

»Welche Orientierung?« Epoch konnte spüren, dass das Präsidentum der Neuorlasier verwirrt war.

»Viele aus unserem Volk sind gläubige Orlasier. Jetzt, da unser Glaube mit dem Verschwinden des Prophetums verloren gegangen ist, sucht unser Volk nach dem ursprünglichen Glauben, den Magvat verfälscht hat. Diesen Glauben hoffen sie bei Ihnen zu finden. Sie haben noch Zugriff auf die alten Legenden und die Sagen, die auch unseren Vorfahren die Richtung gewiesen haben. Bei Ihnen gibt es noch Priester, die unser Volk in diese Mythen einweisen können.«

Balal war nun wieder aufgesprungen und ging umher.

»Aber mein Volk selbst ist nicht mehr sehr religiös. Nur noch wenige folgen den uralten Pfaden. Und heute können wir wissenschaftlich nicht beweisen, ob dieser Glauben der Ursprüngliche ist«, rief Balal.

»Und trotzdem will mein Volk seine Hoffnung da hinein setzen.«

»Das alles, was wir hier besprechen, würde einen ungehinderten Verkehr zwischen unseren Welten voraussetzen. Wir müssten einander die Unabhängigkeit anerkennen und versuchen, Vor- und Nachteile so zu verteilen, dass es nicht zu einer unverhältnismäßigen Zunahme auf der einen oder der anderen Seite kommt«, interpretierte Balal.

»Wir haben Gentechnik. Ihre Botschafter sagen, dass sich ein Teil Ihrer Bevölkerung sehr dafür interessiert«, bot Epoch an.

»Das könnte den Ausgleich schaffen«, meinte Balal nachdenklich. Es ging auf der Terrasse auf und ab, in seine Gedanken versunken.

»Bitte erzählen Sie mir etwas von Ihrem Volk. Und bitte erzählen Sie mir auch von sich. Ich hörte, Sie stammen aus einfachen Verhältnissen?« Es war kein Angriff in dieser Frage, es war nur Neugier. Und Olas Epoch freute sich, mit diesem anderen Orlasierum, das von ihm selbst so verschieden war und ihm doch so gleich, Gedanken und Erinnerungen auszutauschen. Dafür nahmen sie sich beide den ganzen Tag Zeit.

Die Bruderschaft der Könige

Darrin Waylan konnte es immer noch nicht so richtig glauben, dass Rumon Flarion ihn tatsächlich in seinem Büro am Rande der Hauptstadt empfing. Rückversichernd befühlte er seine Aktentasche, in dem er zwei Kopien seiner Arbeit mitgebracht hatte. Die vier kräftigen Mitarbeiter des Konzerns, die ihn durch die geschmackvoll eingerichteten Räumlichkeiten zum Büro des Großindustriellen brachten, sollten ihn einschüchtern, keine Frage. Aber der Reporter hatte Vorkehrungen getroffen und war sich sicher, das er dieses Gebäude unversehrt wieder verlassen würde. Trotz der Brisanz des Materials, das er zutage gefördert hatte.

»Warten Sie hier!«, schnauzte ihn einer der vier Männer an und deutete auf einen der Sessel, die etwas Abseits der großen hölzernen Flügeltür einen bequemen Eindruck hinterließen. Darrin blieb stehen, ihm war nicht nach Bequemlichkeit, dafür war er viel zu aufgeregt. Die Nudeln vom Mittagessen lagen ihm noch schwer im Magen.

»Sie sollen sich setzen!«, herrschte ihn der Muskelprotz wieder an und Darrin kam der Aufforderung diesmal nach, um nicht zu früh in Konfrontationen verwickelt zu werden. Zwei der Männer verschwanden durch die Flügeltür. Darrin sah auf die Uhr. Sie hatten den Termin für zwölf Uhr Nachmittags. Jetzt war es elf Uhr neunzig. Er hasste es, zu spät zu sein. Jetzt musste er warten. Andere Menschen gingen im Büro aus und ein, während er mit seinen beiden Begleitern, die links und rechts neben seinem Sessel Aufstellung genommen hatten, schweigend zum Warten verdammt waren. Zehn nach Zwölf, gerade war schon der dritte Gast bei Flarion eingetreten. Nur einer war durch diese Tür wieder

zurückgekommen, die anderen beiden hatte er nicht wieder gesehen.

»Müssen wir noch lange warten?«, fragte Darrin eine halbe Stunde, nachdem der Termin eigentlich hatte beginnen sollen, einen seiner beiden Begleiter. Aber der Mann starrte ihn einfach stumpf an und der Reporter kam zur Einsicht, dass es wohl keinen Sinn machte, sich mit den beiden unterhalten zu wollen. Ihm wurde langsam zu warm hier drin, aber er traute sich noch nicht einmal, die Jacke auszuziehen.

Weitere Menschen kamen und gingen, manchmal gingen auch Leute, die Darrin nicht vorher hatte kommen sehen. Ein paar der Leute kamen ihm auch bekannt vor, einen erkannte er mit Sicherheit: Es war der Privatsekretär von Präsident Jil Norman. Dass er ihn heute hier sah, war wie eine Bestätigung für seine Enthüllungen, mit denen er Rumon Flarion gleich konfrontieren wollte.

Er sah wieder auf seine Uhr. Wenn er sich bis dreizehn Uhr fünfzig nicht bei Raeta, seiner Kontaktfrau bei der Polizei gemeldet hatte, würde sie für ihn alles veröffentlichen. Das könnte knapp werden, aber auf der anderen Seite: Warum sollte der Veröffentlichung noch etwas entgegenstehen? Er wollte nur noch die Reaktionen von Flarion in den Text mit einbringen, aber es ging ja auch ohne.

Um kurz nach dreizehn Uhr endlich wies ihm einer der beiden Wachen an, aufzustehen. Die anderen beiden Männer öffneten jetzt eine der beiden Türflügel und Darrin trat in das große Büro, das sogar noch etwas größer war als das des Präsidenten von Armatin. Noch war es leer, in dem gewaltigen Sessel hinter dem Schreibtisch, auf dem man locker auch ein ausgewachsenes Kelf hätte legen können, saß niemand. Er wurde bis in die Mitte des Raumes geführt. Kein Stuhl für ihn, keine Gelegenheit, seine Aktentasche

oder die Jacke abzulegen. Dazu war es in diesem Raum unangenehm warm.

Und dann betrat Rumon Flarion persönlich den Raum. Heute wusste Darrin, dass seine Ahnenlinie bis auf König Flarion persönlich zurückging. Hätte es eine Erbfolge des Königstitels gegeben, dann wäre Rumon Flarion heute König auf Armatin und sein Verhalten spiegelte das sehr deutlich wider. Er beachtete den auf ihn wartenden Reporter kaum und nahm in seinem thronartigen Sessel hinter dem gewaltigen Schreibtisch Platz.

»Sie hatten mich um einen Termin gebeten, Darrin Waylan«, sagte er statt einer Begrüßung.

»Das ist richtig. Ich wollte Ihnen die Möglichkeit geben, zu meinen Ermittlungen wegen der Einflussnahme auf die Regierung Stellung zu nehmen«, antwortete Darrin. Es klang viel mehr Selbstsicherheit aus seiner Stimme, als er eigentlich selbst spürte. Das hatte er seinem Training zu verdanken und dem Wissen, dass seine Unterlagen schon lange bei der Polizei in Sicherheit waren.

»Mein Unternehmen nimmt Einfluss auf die Regierung?«, fragte Flarion zweifelnd und strich sich eine Strähne langes, schwarzes Haar aus dem Gesicht.

»Ich habe Ihnen einen Teil meiner Untersuchungen schon eingereicht. Wenn Sie sich damit befasst haben, sollten Sie wissen, was ich alles gefunden habe«, konterte Darrin. Ein dürrer Sekretär trat an Flarion heran und reichte dem Mann mittleren Alters einen Datenblock. Flarion warf einen Blick darauf und las schweigend, während Darrin unruhig von einem Bein auf das andere trat.

»Illegale Wahlkampffinanzierung, Platzierung von eigenen Beratern im Umfeld des Präsidenten und Verdrängung sowie Bedrohung von unabhängigen Beratern, Beauftragung des Mordes am ehemaligen Wirtschaftsminister und Begünstigung der

Drogenabhängigkeit des Präsidenten«, fasste er schließlich unbeeindruckt zusammen. »Und Sie glauben wirklich, Sie würden dieses Gebäude lebend verlassen, wenn es so wäre?«

»Ich wollte Ihnen die Möglichkeit geben, zu den Vorwürfen Stellung zu beziehen«, antwortete Darrin. »Mein Berufsethos verlangt das von mir. Sie können außerdem sicher sein, dass ich mich abgesichert habe. Das Material ist längst verbreitet worden.«

Jetzt ging ein kleiner Ruck durch Rumon Flarion und er sah das erste Mal in dieser Unterhaltung Darrin direkt in die Augen.

»Sie haben ja gar keine Ahnung, gegen wen Sie da antreten«, warnte Flarion leise. Darrin freute sich. Jetzt hatte er ihn da, wo er ihn haben wollte: In der Defensive.

»Stimmt es, dass Sie einer Gruppierung angehören, die sich die Bruderschaft der Könige von Armatin nennt?«, fragte er. Flarion lehnte sich in seinem Sessel zurück.

»Was müsste ich denn tun, damit Sie Ihre Ergebnisse nicht veröffentlichen? Wenn Sie von der Bruderschaft wissen, wissen Sie auch, dass ich Ihnen nahezu jeden Wunsch erfüllen kann«, lockte Flarion. Es klang sogar etwas belustigt. Darrin ging nicht darauf ein. Hatte Flarion noch gar nicht verstanden, was er alles gegen ihn in der Hand hatte?

»Was bezahlen Sie den Beratern des Präsidenten, damit sie Empfehlungen aussprechen, die die Bruderschaft beschlossen haben? Bekommen sie mehr, wenn sie Erfolg haben?«, setzte Darrin fort. Er holte seinen Datenblock aus der Aktentasche, um sich selbst Notizen zu machen.

»Das, was Sie als Reporter verdienen, ist nichts im Vergleich zu dem, was Sie bekommen könnten, wenn Sie alle Ihre Unterlagen mir übergeben und nie wieder über die Bruderschaft sprechen«, machte Flarion noch

einmal klar. Darrins Datenblock ließ sich nicht einschalten, seltsam.

»Und eines Morgens wache ich auf und bin aus Versehen tot«, fügte der Reporter an. Er hatte noch einen zweiten Datenblock, der ließ sich auch einschalten.

»Kein Interesse?«, fragte Flarion noch einmal, wie zur Sicherheit.

»Ich habe Interesse an der Wahrheit«, stellte Darrin klar. »Und diese Wahrheit werde ich meinen Lesern zeigen. Sie sollten wissen, dass der einst so hoffnungsvolle Präsident heute nicht mehr ist als eine Marionette Ihrer Organisation.«

Flarion seufzte und schob den Datenblock mit dem Material des Reporters auf dem Tisch beiseite.

»Also die Wahrheit! Da Sie Vorkehrungen getroffen haben, habe ich wohl ohnehin keine Wahl«, räumte Flarion ein. Darrin fühlte, wie eine Welle der Hitze durch ihn ging. Hatte er wirklich schon gewonnen? Er hatte mit mehr Widerstand gerechnet, aber vielleicht hatte Flarion doch etwas vom Anstand der alten Könige in seinen Genen behalten.

»Die Bruderschaft der Könige existiert schon seit rund Tausend Jahren. Seit Gregorio Abalassdani der erste Präsident geworden ist«, begann Flarion seine Erklärung.

»Das weiß ich schon längst!«, warf Darrin ungeduldig ein. Aber Flarion ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Seine Augen leuchteten.

»Alle Mitglieder können ihre Ahnentafel lückenlos bis auf einen der Könige der Vorzeit zurückverfolgen, in direkter Linie der Erstgeborenen.«

Darrins Datenblock sprühte plötzlich Funken und ging aus. Erschrocken ließ er das heiß gewordene Gerät auf den Boden fallen, während Flarion weiter referierte:

»Seit dieser Zeit halten wir im Hintergrund die Fäden in der Hand, setzen Regierungen ein und stürzen Sie, wie es uns gefällt. Wir sammeln die Reichtümer der menschlichen Welten, wenn wir können auch die der Anderen.«

Einer der Muskelmänner schüttete einen Eimer Wasser über das schwelende Gerät vor ihm. Wasser spritzte ihm auf die Schuhe.

»Drogenhandel, Einschüchterung und Auftragsmord gehört ebenso zu unserem Geschäft wie das Sammeln von Informationen über unsere Gegner und das Bestechen von Polizei und Behörden«, sagte Flarion. Darrin war es extrem heiß. Er ließ seine jetzt nutzlose Aktentasche einfach zu Boden fallen, zog sich die Jacke aus.

»Geht es Ihnen nicht gut?«, fragte Flarion in fürsorglichem Ton.

»Selbst, wenn Sie mich ermorden sollten, können Sie die Veröffentlichung meiner Ergebnisse nicht mehr verhindern«, antwortete Darrin undeutlich.

»In diesem Haus ist noch nie jemand ermordet worden«, entgegnete Flarion, fast schon beleidigt. Seine Augen leuchteten wie Feuer, die Schwärze seiner Haare schien immer noch dunkler zu werden.

»Aber niemand wird Ihnen glauben, mein guter Waylan. In Ihrer Wohnung werden gerade Drogen gefunden, Kometenstaub und dann das Zeug, das Sie mit den Nudeln heute Mittag zu sich genommen haben. Ist es nicht erstaunlich, das es immer erst Stunden später wirkt?«, lachte Flarion. Hatte er wirklich so große Zähne?

Drogen! Er war vergiftet worden! Darrin drehte sich zur Tür, die sich in diesem Moment öffnete. Hauptfrau Raeta Bennin trat ein, seine Kontaktfrau bei der Polizei. Sie kam, um ihn zu retten!

»Sie hatten von Anfang an Recht, Flarion«, sagte sie mit Genugtuung in der Stimme und ging an Darrin

vorbei. »Wir haben überall Drogen gefunden und eine Liste mit seinen Kunden und Lieferanten.«

Raeta, die er schon seit fünf Jahren kannte und mit der er drei Jahre lang seine Ergebnisse geteilt hatte, schob Flarion einen Datenträger zu. Dieser betrachtete die Liste, während Darrin anfang, am ganzen Körper zu zittern.

»Sieh mal an, auch seine Eltern«, tat er erstaunt.

»Ich habe noch eine Kopie der Daten versteckt«, sagte Darrin schwach. Er hatte das Gefühl, als stünde sein ganzer Körper in Flammen. Die Luft um ihn herum waberte, oder waren es nur seine Augen?

»Bei seinem Bruder. Die habe ich schon vernichtet«, sagte Raeta knapp.

»Nicht nur!«, log er. Er sah in die Gesichter der Anwesenden. Sie alle veränderten sich. Warum hatten sie alle nur so riesige Zähne? Warum begannen ihre Augen alle zu brennen? Der ganze Raum schien in Flammen zu stehen und er torkelte los. Wasser! Er brauchte jetzt ganz dringend Wasser!

»Wir sind überall, Sie können niemandem vertrauen!«, rief ihm Rumon Flarion hinterher, aber auch seine Stimme schien zu brennen. Keiner von den Wachen mit Monsterköpfen und brennenden Augen stellte sich ihm in den Weg, als er aus dem Haus stolperte. Er wankte die Straße hinunter, die zu brennen schien, wo er mit dem Fuß darauf trat. Alle Leute, die er traf, starrten ihn an. Ihre Köpfe brannten und alle flüsterten mit hämischem Lachen, »Keiner kann Dir helfen!«

»Ich brauche Wasser!«, rief er, aber sein Hals war wie ausgedörrt und er war sich noch nicht mal sicher, ob er überhaupt einen Ton herausbrachte. Am Ende der Straße gab es einen Fluss, der hatte doch Wasser! Und weiter torkelte er darauf zu, hielt sich am Zaun fest, während auch der anfang zu brennen. Die Zähne des Zauns bissen in seine Hände, in die Arme, in seine

Beine. Der Fluss war nicht mehr weit, nur noch fünfzig Meter.

»Wasser!«, rief er noch mal schwach, während sich sein Körper selbst in Feuer zu verwandeln schien. Schritt um Schritt quälte er sich auf das Ufer zu, ging auf alle Viere für die letzten zehn Meter und als er den Fluss erreicht hatte und sich darüber beugte, da griff der Dämon aus schwarzem Feuer nach ihm und zog ihn unter Wasser.

Bewährungsprobe

Außer der *Pulsar* hatte sich noch nie ein Schiff der Gemeinschaft bei einem Angriff gegen die Fenor behaupten können. Bis letztes Jahr gab es auch nie Überlebende eines Angriffs der Fenor auf die Gemeinschaft: Die Verteidiger waren entweder alle getötet oder verschleppt worden. Und doch war Kapitän Almag ruhig und gelassen, als er sich mit seiner Gruppe von vier Kriegsschiffen zwei Schiffen der Fenor gegenüber sah. Seine Gruppe aus *Verteidiger*-Klasse Kriegsschiffen hatte eine neue Waffe bekommen, die aus den Informationen entwickelt worden war, die man aus den Kämpfen gegen die Fenor gewinnen konnte. Die Fenor ahnten noch nichts davon, aber heute würden auch die kleineren Schiffe der Gemeinschaftsflotte eine Chance gegen den bislang übermächtigen Gegner haben. Vielleicht würde der achte Rosian des Jahres 5020 in die Geschichtsbücher eingehen als der Tag, an dem die Fenor ihre erste große Niederlage einstecken mussten.

„Wie lange noch?“, fragte Kapitän Almag seinen taktischen Kommandanten, der gleichzeitig sein Vize-Kapitän war. Er war ein Xoß, einer von zehn, die an Bord waren. Nur selten waren sie sich an Bord persönlich begegnet, denn die Xoß blieben in der Regel in ihrem Bereich in der Nähe der Antriebe, wo sie sich ein heißes, helles und trockenes Klima eingerichtet hatten. Auch jetzt sprachen sie nur über eine holographische Verbindung miteinander.

„Keine zehn Minuten mehr“, kam die übersetzte Stimme des Xoß bei ihm auf der funktionalen Brücke an. Alle seine Offiziere saßen in einem weiten Kreis um einen Tisch herum, in dessen Mitte die zentrale holographische Anzeige aufgebaut war. „Alle Schiffe haben ihre Position eingenommen.“

„Können wir jetzt den genauen Punkt bestimmen, an dem die Fenor zum Halten kommen?“, fragte der Kapitän in Richtung der Navigationskontrolle, die ebenfalls im weiten Kreis um die Anzeige herum angeordnet war.

„Ja, habe ich schon erledigt“, antwortete der erfahrene Navigator.

„Also gut, schalten Sie mir die anderen Schiffe mit zu, ich erkläre unsere Strategie“, bat Kapitän Almag. Er sah, wie sich die anderen drei Kapitäne kurz hintereinander auf dem holographischen Tisch einfanden.

„Wir machen es wie folgt: Noch während die Fenor abbremsen, beschleunigen wir ihnen entgegen. Es sind zwei Feinde, wir sind vier. Je einer von uns wird an jedem Schiff links und rechts vorbeifliegen und dann den Beschuss mit unserer neuen Invertprotonenkanone aufnehmen. Mit etwas Glück haben wir deren Schilde unten, bevor sie bemerken, was Sache ist. Dann werden unsere Kampfboote den Rest erledigen“, erklärte er.

„Geben Sie uns ein Zeichen, wann wir starten sollen“, bat Kapitänin Kartan von der *Carcallion*.

„Sie erhalten ein Startsignal von meinem Navigator“, entgegnete Almag. „Wir haben noch ein paar Minuten. Schleusen Sie alle Kampfboote aus. Sobald deren Schilde unten sind, sollen Sie die Fenor angreifen und kampfunfähig machen. Auch heute gilt wieder: Wer einen Fenor lebend gefangennimmt, bekommt die Kopfprämie! Dann also: Gute Jagd!“

Die Verbindung wurde getrennt und Almag beobachtete, wie auch sein Schiff, die *Tiboron*, ihre Kampfboote ausschleuste. Die Kriegsschiffe gruppierten sich, die Schiffe von den Kapitän Nodre und Elgorn sollten das eine Schiff übernehmen, er selbst wollte sich mit Kapitänin Kartan um das andere Schiff kümmern.

Alle vier Schiffe waren gerade erst aus den Flottenwerften wieder zurückgekehrt. Sie hatten eine Waffe bekommen, die jetzt etliche Schiffe an der Front zu den Fenor erhalten hatten. Die Wirksamkeit war noch nicht bewiesen, aber die Wissenschaftler waren sich sicher, dass man mit Invertprotonen die Schilde der Fenor besser zerstören konnte als mit Antiprotonen. Almag war Offizier und kein Wissenschaftler und hatte den Unterschied nicht recht verstanden, aber Admiralin Gunor, die das Waffenprojekt leitete, hatte darauf beharrt, dass es sich bei diesen beiden Teilchenarten um etwas völlig anderes handelte.

Die Zeit verging recht schnell, als alle Boote hinter den vier Kriegsschiffen in Stellung gegangen waren, waren es auch nur noch zwei Minuten bis zum Start.

„Die Invertprotonenkanonen aufladen!“, befahl Kapitän Almag dann.

„Werden geladen“, bestätigte der taktische Kommandant über den Lautsprecher.

„Synchronisieren Sie sich mit den anderen Schiffen“, war der nächste Befehl, an den Navigator gerichtet.

„Habe ich schon. Alle Schiffe sind bereit“, meldete der Veteran, der schon in den Kriegen gegen die Trisol gekämpft hatte. Almag sah, wie sich die Schiffe der Fenor immer weiter annäherten. Sie waren schon langsamer als das Licht, bremsten immer noch weiter ab. Sie hatten ihre Schilde hochgefahren und ihre Waffen bereit gemacht. Ohne die Invertprotonenkanone hätten die vier Schiffe der Menschen kaum eine Chance gegen die bedeutend stärkeren Kriegsschiffe der Fenor gehabt. Aber Almag war zuversichtlich, den Feind heute bezwingen zu können. Die Kampfboote hatten sich in einer engen Formation hinter den Kriegsschiffen der Menschen versammelt und warteten auf ihren Einsatz.

Und dann starteten die vier Kriegsschiffe und flogen den beiden Angreifern entgegen, um einen gewissen Schwung zu haben. Kapitän Almag sah, wie die beiden Schiffe der Fenor immer weiter abbremsten.

„Waffen bereit!“, rief der taktische Kommandant. Es waren nur noch wenige Sekunden, bis die beiden Gruppen aufeinandertreffen würden.

Doch dann bemerkte Kapitän Almag, dass etwas nicht stimmte: Die beiden Schiffe der Fenor bauten Distanz zueinander auf, als eines der beiden Schiffe nicht mehr weiter abbremste.

„Achtung!“, rief er noch, doch da war das erste Schiff schon zwischen der *Regulon* und der *Narson* hindurch geflogen, ohne dass die abgeschossenen Invertprotonenstrahlen dessen Schilde getroffen hätten. Nur Sekunden später lösten seine *Tiboron* und die *Carcallion* ihre Waffen aus und trafen das zweite, weiter abbremsende Schiff der Fenor. Die Schilde des feindlichen Schiffes waren innerhalb einer Sekunde zusammengebrochen, als sie mit den Invertprotonen reagierten. Die Waffen funktionierten also, stellte Almag erleichtert und zufrieden fest. Doch noch war der Kampf nicht entschieden! In der Zwischenzeit war aber das erste Schiff der Fenor bei den noch wartenden Kampfbooten der Menschen angekommen. Es durchbrach, das Feuer eröffnend, einfach deren geschlossene Formation und ließ viele der Kampfboote wie Spielzeug an seinen intakten Schilden zerschellen, während die anderen versuchten, sich von dem immer noch unversehrten Schiff zu entfernen.

„Wendemanöver einleiten, wir werden uns zusammen mit der *Carcallion* um das noch unbeschädigte Schiff kümmern! Alle Kampfboote und die beiden anderen Kriegsschiffe sollen das schildlose Schiff angreifen!“, befahl Kapitän Almag. Und während sich die Kampfboote befehlsgemäß auf das beschädigte Schiff zubewegten und alle vier Schiffe der

Verteidiger-Klasse beidrehten, schoss das beschädigte Schiff der Fenor aus allen Rohren auf die beiden nächsten Kriegsschiffe der Menschen. Die Kampfboote der Fenor hatten sich jetzt in einer schwarzen Wolke von der Hülle des Schiffes gelöst und steuerten ebenfalls auf die *Regulon* und die *Narson* zu.

Während sich sein Schiff und die *Carcallion* von Kapitänin Kartan auf das entferntere Schiff zubewegten, erkannte Kapitän Almag, wie sich auch dort eine Wolke von Kampfbooten gelöst hatte, die den Kampfbooten der Menschen hinterher eilten und sie unter Beschuss nahmen. Noch konnten sie dem menschlichen Feind nicht mit ihren Waffen erreichen, aber die Bordkanonen auf dem großen Kriegsschiff trafen mit ihrer größeren Reichweite trotzdem viele der nicht mal sechs Meter langen Kampfboote der Gemeinschaft.

Die *Regulon* und die *Narson* gerieten langsam in Bedrängnis, als sie weiter auf das beschädigte Schiff der Fenor zuflogen. Almag hatte nur Sekunden, um zu überlegen, wie er den beiden Schiffen helfen konnte.

„Wir setzen die Torpedos ein!“, rief in seine Gedanken hinein Kapitän Elgorn von der bedrängten *Regulon*. Bevor Kapitän Almag darauf etwas erwidern konnte, sah er vier Torpedos auf das Schiff der Fenor zurasen. Es explodierte in unvorstellbarer Macht, als auch die Ladungen, die für die Selbstzerstörung des Schiffes gedacht waren, vernichtet wurden. Trümmerteile und Kampfboote der Fenor prallten gegen die beiden Schiffe der Menschen, rissen die Schilde herunter und prasselten wie Hagelkörner auf deren Oberflächen.

Während die *Carcallion* und sein Schiff nun endlich bei dem noch unbeschädigten Schiff der Fenor angekommen waren, musste Kapitän Almag mit ansehen, wie die übriggebliebenen Kampfboote der Fenor vom zweiten Schiff die *Regulon* und die *Narson*

in kürzester Zeit kampfunfähig geschossen hatten. Kapitän Elgorn hatte die Selbstzerstörung der Fenor nicht mit einberechnet, obwohl sie doch spätestens seit dem Kampf der *Pulsar* bekannt war. Hatte er sich in Panik versetzen lassen? So oder so konnte Almag weder ihm noch Kapitän Nordre helfen. Zwei heftige Explosionen kurz hintereinander erhellten das dunkle All, als die beiden *Verteidiger*-Klasse Raumschiffe zerstört wurden.

„Konzentriert das ganze Feuer auf das Fenor-Kriegsschiff. Alle noch funktionstüchtigen Kampfboote sollen sofort wieder umkehren“, befahl Almag, dann trafen sie auch auf die ersten Kampfboote der Fenor, die die verbleibenden Schiffe der Menschen unter enormen Beschuss stellten. Das letzte Schiff der Fenor hatte seinen Beschuss auf die *Carcallion* von Kapitänin Kartan konzentriert.

„Kapitän, wir sind wieder in Reichweite der Invertprotonenstrahlen“, rief der taktische Kommandant endlich.

„Beschuss aufnehmen!“, befahl Almag. Er sah, wie sich auch bei der *Carcallion* die Invertprotonenkanone wieder aufluden. Aber als beide Schiffe schossen, traf nur der Strahl seines Schiffes. Vor dem der *Carcallion* hatte sich ein Kampfboot der Fenor geworfen, das die Invertprotonen zerstreute und damit auch die angegriffenen Schilde von Kapitänin Kartans Schiff endgültig vernichtete.

„Ziehen Sie sich zurück, Kapitänin! Wir halten Ihnen den Rücken frei“, rief Almag noch seiner Kollegin zu, die mit dem Kriegsschiff eine Wendung begann.

„Das wird eng!“, hörte er sie noch rufen, doch dann traf eine Salve Torpedos vom Kriegsschiff der Fenor die *Carcallion*, die daraufhin ihre vollständige Energieversorgung verlor. Nur eine Minute später war auch dieses Schiff vom letzten heftigen Beschuss durch

Kampfboote der Fenor zerstört worden und explodierte Abteilung für Abteilung. Niemand würde hier überleben können. Almag hatte Kartan gut gekannt, sie stammten aus demselben Jahrgang. Aber zum Trauern hatte er jetzt keine Zeit.

Kapitän Almag war jetzt mit seinem Schiff ganz auf sich alleine gestellt und analysierte die Situation: Der Invertprotonenstrahl der *Tiboron* hatte nicht ausgereicht, um die Schilde zu ganz vernichten, vielmehr waren sie nur geschwächt worden. Der Beschuss aus den herkömmlichen Waffen seines Schiffes würde den Fenor keinen großen Schaden beibringen und war somit weitestgehend nutzlos. Um das Schiff der Fenor herum sah es aus wie um ein beschädigtes Bienennest: Dutzende kleiner Kampfboote flogen Angriffe auf sein Kriegsschiff und auf die verbleibenden Kampfboote, die sich heftig wehrten, aber Kapitän Almag bemerkte schnell, dass seine Flotte schneller aufgerieben wurde als die der Fenor.

„Haben wir die Invertprotonen bald wieder aufgeladen?“, fragte er ungeduldig.

„Noch nicht, Kapitän. Wir müssen noch die Abkühlphase der Emitter abwarten“, sagte der technische Kommandant.

„Die Toleranzen sind immer zu pessimistisch ausgelegt, wir haben keine Zeit dafür! Laden Sie die Waffe sofort wieder auf, das ist unsere letzte Chance!“, befahl Kapitän Almag. Der Beschuss durch die Fenor wurde immer heftiger und die Schilde seines Schiffes schmolzen nur so dahin, als nicht nur das Kriegsschiff der Fenor sondern auch mehr und mehr der Kampfboote gegen die *Tiboron* vorgingen. Der technische Kommandant kam den Befehl nach, wenn auch unter Protest.

Doch als die *Tiboron* dann feuerte, löste sich der Invertprotonenstrahl nicht vom Emitter, der noch nicht

wieder weit genug regeneriert war und zerstörte damit das ganze Schiff. Die Invertprotonen fraßen sich in Sekundenbruchteilen durch die Außenhülle und durch die inneren Strukturen und zerstörten alles, was ihnen in den Weg kam. Es war, als würden einfach Teile des menschlichen Kriegsschiffes verschwinden, als die Invertprotonen die Protonen aus der Materie des Schiffes vollständig auflösten. Freie Elektronen und Neutronen schossen durch das Schiff und vernichteten alles, was übrig blieb. Und Almags letzter Gedanke war, dass die Fenor jetzt wohl endgültig im Raumgebiet der Gemeinschaft angekommen waren.

Der blinde Friseur

Naï Migaschscher überprüfte bereits die Systeme des kleinen Landungsbootes, während die Tür noch offenstand. Sie hatte schon länger selbst kein Landungsboot gesteuert, aber heute holte sie ihre Mutter Karela von ARMATIN ab, damit sie bei ihr auf der *Pulsar* leben konnte. Sie spürte eine Bewegung hinter sich: Jemand hatte das Landungsboot betreten und sich fast geräuschlos im kleinen Gepäckabteil hinter der zweiten Sitzreihe versteckt. Nur das leise Klicken des Verschlusses war zu hören gewesen.

Jetzt schloss die Kapitänin der *Pulsar* die Tür des Landungsbootes.

»Migaschscher an Hafenkontrolle Pulsar«, funkte sie. »Landungsboot *Pulsar-51647* bereit für den Abflug nach ARMATIN. Mein Ziel ist Neukelfen in ANTAMÁRIA.«

Es dauerte ein paar Sekunden, ehe die Antwort lautete:

»Hafenkontrolle *Pulsar*, Sie haben Startfreigabe. Die Raumkontrolle ARMATIN übergibt Ihnen eine Flugroute nach Verlassen unseres Hafens. Gute Reise, Kapitänin, grüßen Sie die Heimat von uns!«

Die dunkelhaarige Frau trennte den Kanal und griff in die manuellen Kontrollen des Landungsbootes. Schnell verließ das kleine Raumschiff seine Position auf der Frachtrampe im Hafen der *Pulsar* und flog über die Naturdecks des Hafens auf den Ausgang zu. Es war heute viel Verkehr, Frachter kamen von ARMATIN, große Landungsboote brachten heute tausende Besucher von und nach der Heimat der Menschen. Schließlich passierte ihr Landungsboot die vierhundert Meter hohen Hafenschotten und sie hatte nichts als das All um sich herum. Links von ihr kam ARMATIN in

Sicht, ein großer blauer Ball mit grünen Kontinenten und weißen Wolken.

»Sie können jetzt rauskommen«, rief Naï und gab den Kurs ein, der ihr von der Raumkontrolle zugewiesen worden war. Ein weiteres Klicken und dann ein Rascheln, dann tauchte ein Orlasierum neben der Kapitänin an der Steuerung des Landungsbootes auf.

»Danke, Kapitänin Migaschscher«, sagte Oosmar Yal über das Übersetzungsgerät, das in einem seiner beiden Schalltrichter steckte. Die Sitze der Menschen waren nicht für ihn geeignet, da es vier Beine hatte und so blieb das orlasische Neutrum einfach zwischen den beiden Sitzen stehen, schlang zwei seiner vier Tentakel um jeweils einen Sitz, um sich festzuhalten.

»Es tut mir leid, dass wir kein Gepäck für Sie mitnehmen konnten«, entschuldigte sich die menschliche Frau. »Sie überhaupt mitzunehmen ist schon riskant genug.«

»Das macht nichts, Kapitänin. Ich brauche nicht viel und bin dankbar, dass ich überhaupt unerkannt nach ARMATIN komme.«

Naï konnte es immer noch nicht ganz fassen. Neben ihr stand das ehemalige Präsidentum der AGCAT-Orlasier. Seit dem Jahr 5019 hatte es an Bord der *Pulsar* eine neue Heimat gefunden, sonst säße es wohl auch heute noch in Haft auf dem Planeten, über den es vorher Jahrzehnte lang geherrscht hatte.

»Und Sie sind sicher, dass Sie nach ARMATIN wollen?«, fragte Naï den blinden Passagier. »Es gibt nicht viele andere Orlasier dort«

»Vielleicht ist ja genau das der Grund. Ich weiß, dass seit Präsident Normans Zeiten Außenweltler oftmals nur wenig Achtung von den Menschen erfahren. Trotzdem ist es mein Wunsch«, erklärte Yal. Sie schweigen eine Weile, währen Naï das Landungsboot weiter durch den dichten Verkehr

zwischen dem größten Schiff der Gemeinschaftsflotte und der Heimatwelt der Menschen steuerte.

»Sie sagten, Ihre wahre Identität wurde auf der *Pulsar* zum zweiten Mal aufgedeckt?«, fragte Naï schließlich. ARMATIN wurde langsam größer im Fenster, während sie an verschiedenen Raumstationen vorbeikamen.

»Vielleicht bin ich nicht vorsichtig genug gewesen. Ich habe wahrscheinlich unterschätzt, wie sehr ich mir an Bord Feinde gemacht habe. Ich war auf der Suche nach dem wahren Glauben der Orlasier gewesen und habe mich bei verschiedenen Reformkirchen aufgehalten.«

»Mit Ihrer ersten Tarnidentität«, erinnerte sich die Kapitänin.

»Natürlich«, bestätigte das Orlasierum.

»Waren das Kirchen der Neuorlasier?«

»Ja. Aber die Leiter waren alles AGCAT-Orlasier«, behauptete Yal. »Sie wollten ihre bisherige Macht nicht verlieren und haben daher die Kirchen des Prophetums einfach umgebaut und predigen heute ihre eigene Version des Glaubens der Neuorlasier.«

Naï war selbst nicht religiös. Für sie war ein Glauben so richtig wie der andere, aber wenn er seine Gläubigen nur unterdrückte, so wie es der Glauben der AGCAT-Orlasier getan hatte, dann hatte sie kein Verständnis dafür. Yal setzte fort.

»Ich habe die Gemeindeleiter damit konfrontiert, nachdem die Neuorlasier kein Interesse daran hatten, es selbst zu tun. Denn sollte mein Volk nicht freier werden, jetzt da das Prophetum fort ist? Statt dessen wird mein Volk einfach weiter betrogen.«

»Diese Erkenntnis ist ein großer Fortschritt für jemanden, der Teil dieses Betrugs gewesen ist«, kommentierte die Kapitänin.

»Unwissentlich, aber Sie haben trotzdem Recht«, bekannte Yal. »Als ich die Kirchenleiter mit meiner

Meinung konfrontierte, haben sie Nachforschungen über mich angestellt und haben mich so enttarnt.«

»Woraufhin wir Ihnen eine zweite neue Identität und auf dem Naturdeck eine neue Bleibe gaben«, erinnerte sich die Kapitänin. Auch das war schon ein Jahr her, seitdem hatte sich Yal nicht mehr bei ihr gemeldet. Das Orlasierum schien in Gedanken zu sein und schwieg. Die Kapitänin kümmerte sich weiter um die Steuerung des Landebootes. Sie erreichten die Atmosphäre ihres Heimatplaneten, Erschütterungen begleiteten ihre Bremsmanöver, als das kleine Gefährt immer tiefer sank. Erst fünf Minuten später schwächte sich dieser Effekt ab und Yal brauchte sich nicht weiter an die Sitze zu klammern.

»Das ich unter Menschen gekommen bin war großes Glück für mich, Kapitänin«, griff Yal den Gesprächsfaden wieder auf. »Einer meiner Nachbarn ist einer von den *Einfachen Leuten* gewesen. Wir haben uns viel unterhalten.«

Näi kannte die *Einfachen Leute* auch. Sie waren eine Glaubensgemeinschaft bei den Menschen, die neben der offiziellen Kirche standen. Einige hielten sie für eine Sekte, aber sie schienen harmlos zu sein und störten niemanden. Was sie genau glaubten, wusste Näi nicht. Es war ihr aber auch egal, solange sie keinen Ärger an Bord machten.

»Er gab mir auch den Rat, mir einen Beruf zu suchen. Er meinte, ich könnte mein Leben dadurch verbessern, dass ich auf eigenen Beinen stehe und nicht mehr von den Zuwendungen der Gemeinschaft abhängig bin«, sagte Yal. Näi wusste, dass er für seinen Lebensunterhalt gesorgt war, wie für jeden anderen Gemeinschaftsbürger auch. Das als Abhängigkeit zu interpretieren war der Kapitänin noch nie in den Sinn gekommen.

»Ich habe also lange überlegt, was ich tun kann. Es durfte halt nur nichts mit den Orlasiern zu tun haben, damit ich nicht schon wieder erkannt werde.«

»Ich stelle mir das schwierig vor«, sagte Nai.
»Spontan wäre mir nur der Handel eingefallen.«

»Dabei hätte immer die Gefahr bestanden, dass mein Volk mich doch wieder findet. Ich suchte nach einer Beschäftigung die so fern von den Orlasiern war, wie nur möglich und ich wollte gerne etwas Handwerkliches machen. Ich habe verschiedene Dinge ausprobiert, aber es hat lange gedauert, bis ich die Lösung gefunden habe«, sagte Yal und es klang Freude in seiner übersetzten Stimme mit. Nai konnte aus dem Fenster schon die bekannten Züge von ANTAMÁRIA sehen: Sie waren fast zu Hause.

»Und was machen Sie jetzt?«, fragte Nai gespannt.

»Ich bin Friseur geworden«, rief Yal stolz. Überrascht sah die menschliche Frau das Orlasierum an.

»Wie kamen Sie denn darauf? Orlasier selbst haben doch keine Haare!«

»Eben! Das macht es ja so faszinierend. Mein Lehrmeister war zunächst auch skeptisch, weil ich als Orlasier nicht sehen kann«, sagte Yal fröhlich. »Aber ich kann die Haare auf eine Art spüren, die den Menschen immer verborgen bleiben wird. Und meine Kunden sind sehr zufrieden!«

»Sie hatten also mit Ihrem Volk gar nichts mehr zu tun?«, folgerte die Kapitänin.

»Nein, das hatte ich nicht. Ich arbeitete unter Menschen, ging bei den *Einfachen Leuten* in die Gemeinde, alles war gut«, sagte Yal. Und nach einer Pause: »Aber dann haben sie mich doch gefunden.«

»Die anderen Orlasier?«, fragte Nai.

»Ja. Sie vermuteten, dass ich immer noch an Bord der *Pulsar* sei. Meine ständigen Fragen damals müssen sie so aufgeregt haben und ihren Hass provoziert

haben. Und vor einigen Tagen standen mehrere von ihnen vor meiner kleinen Wohnung.«

»Haben Sie das nicht gemeldet?«, fragte Nai.

»Nein, dafür hatte ich zu viel Angst! Als sie wieder weg waren, habe ich mein Haus verlassen und mich ein paar Tage auf dem Naturdeck versteckt. Dann konnte ich nicht mehr anders: Ich habe die Chance ergriffen, dass wir gerade nach ARMATIN gekommen sind, und habe mich bei Ihnen selbst gemeldet.«

»Und Sie wollen auch auf ARMATIN als Friseur arbeiten?«

»Ja!«, bekräftigte das ehemalige Präsidentum der Orlasier.

Nai lächelte und schüttelte den Kopf. Etwas Verrückteres hatte sie noch nie gehört. Nach ihrer Rückkehr wollte sie sich auf jeden Fall ein Bild von dem machen, wie Yal gearbeitet hatte. Würde der Orlasier mehr machen, als die Haare zu schneiden? Wie war es mit Färben? Das alles konnte sie sich nicht vorstellen.

»Wir sind gleich da. Halten Sie sich an Lottea. Sie ist eine alte Freundin meiner Mutter und wohnte lange Zeit bei uns mit im Haushalt. Sie wird Ihnen alles geben, was Sie brauchen. Danach sind Sie auf sich gestellt«, empfahl Nai.

»Ich werde mich in einer der kleineren Städte niederlassen und dort ein Geschäft eröffnen. Wenn Sie wieder nach ARMATIN kommen, schauen Sie doch einmal vorbei!«

»Und wie finde ich Sie?«

»Suchen Sie einfach nach dem blinden Friseur! Es wird auf ARMATIN nicht viele geben!«, empfahl Oosmar Yal.

Vier Drillinge

Die *Jenna Madd* war das stolzeste Forschungsschiff der ganzen Flotte gewesen, aber nach dem elften Zamettus im Jahr 5025 war alles anders geworden. Jetzt stand endgültig fest, dass sie lange Zeit keine Forschung mehr betreiben würden und statt dessen für militärische Aufgaben herangezogen wurden. Kapitän Roolar hätte sich niemals freiwillig dafür zur Verfügung gestellt – wenn es nicht den feigen Angriff auf die Regierung der Gemeinschaft vor gut zwei Monaten gegeben hätte.

»Haben Sie einen Moment Zeit für mich, Kapitän Roolar?«, hörte er die Stimme von einem Besatzungsmitglied aus dem Lautsprecher im Schreibtisch, den auch schon Naï Migaschscher vor ihm benutzt hatte.

»Sicher, ich komme«, sagte der Astrophysiker und streckte die Glieder, nachdem er sich aus seinem bequemen Stuhl erhoben hatte. Das Büro des Kapitäns war klein, aber sehr elegant eingerichtet. Der Glanz der alten Zeiten blätterte langsam etwas ab, aber er war noch da. Roolar betrat die Brücke, die sich gleich an sein Büro anschloss. Auch jetzt, da sie keine aktive Forschung betrieben, waren viele der wissenschaftlichen Arbeitsplätze mit Forschern besetzt, die allerdings alle für taktische Aufgaben arbeiteten. Von der eigentlichen Brücke ging eine breite aber filigran wirkende Treppe hinunter zu den Plätzen der Wissenschaftler, die links und rechts des Weges vor dem gigantischen Hauptschirm saßen. Lox Simmon, einer der menschlichen Elektroniker, winkte ihn zu sich hin.

»Was gibt es denn?«, fragte er den Kapitän und sah über die Reihen der ruhig arbeitenden Wissenschaftler hinweg. Da waren Menschen, Xoß, drei Dijyu, aber

keine Liverali oder Toach an der Arbeit. Er vermisste die Zeit, in der das noch anders war.

»Ich gehe gerade routinemäßig die Aufzeichnungen aus den Fernbereichsensoren durch, um die Qualität unserer Sensoren zu bestimmen«, begann Simmon, der nur unwesentlich jünger war als der Kapitän selbst. Er rief auf der Konsole nun einige Daten auf, die sich zu einem stark verwaschenen Bild zusammensetzten. Er sah einige kleine Punkte und eine Form, die an ein Raumschiff erinnerte. »Dabei habe ich dieses Objekt gefunden. Es ist achtzehn Kilometer lang.«

»Achtzehn Kilometer?«, fragte Roolar und hob eine Augenbraue.

»Es sieht auch aus wie ein Universalschiff. Ich habe hier noch mal ein paar Filter drübergelegt, um es etwas zu optimieren«, erklärte der Techniker und zeigte ein neues Bild. Jetzt erkannte Roolar, was er da sah.

»Ein Universalschiff an der Grenze zum Raum der Fenor, begleitet von einer großen Anzahl von Toach-Schiffen?«

»Es könnte doch die *Pulsar* sein«, meine Simmons. Kapitän Roolar dachte einen Moment darüber nach. Die *Nova* war es sicherlich nicht, denn diese lag unbeweglich immer noch an ihrer letzten Position, wo sie von Travanen abgewrackt wurde. Oder etwa nicht?

»Klären Sie die Positionen von *Nova*, *Quasar* und *Pulsar*«, befahl er dann. Simmons machte sich an die Arbeit. Das Objekt musste einfach eines der Universalschiffe sein.

»Ich habe Positionsmeldung von den Travanen am Wrack der *Nova* und von der *Quasar*. Diese beiden Schiffe sind es nicht. Die letzte Meldung von der *Pulsar* stammt aus dem Orbit von XOSS. Und mit der aktuellen Höchstgeschwindigkeit der Universalschiffe hätte es auch die *Pulsar* nicht so weit geschafft«, berichtete der Techniker. Kapitän Roolars Miene hellte sich auf:

»Es sei denn, die *Pulsar* hat wieder Zugriff auf den Kilo-Edlat-Antrieb!« Er lief wieder zurück die Treppe hinauf zu seinem Kommandosessel.

»Ich möchte mit Kapitänin Migaschscher sprechen!«, rief er dem Kommunikationsoffizier vom Dienst zu, während er sich auf seinem Kommandosessel niederließ. Der junge Mann nickte und wenig später sah er das vertraute Gesicht von Kapitänin Naï Migaschscher vor sich. Persönlich kannten sie sich noch nicht, aber er hatte schon viel von ihr gehört. Wie er selbst war auch sie auf der Brücke ihres Schiffes.

»Guten Tag, Kapitän Roolar«, grüßte sie und er sah ihr die Überraschung an. Sie hatten noch nicht miteinander gesprochen, seit er das Kommando über die *Jenna Madd* übernommen hatte. Sie war zwar nicht direkt strafversetzt worden, als sie das Kommando über die *Karassan* übernahm, aber der Abschied von der *Jenna Madd* war damals nicht ganz freiwillig gewesen.

»Sie werden vielleicht an meinem Verstand zweifeln, Kapitänin, aber bitte geben Sie mir erst einmal Ihre Position bekannt«, bat er kurz und knapp. Seine Vorgängerin sah etwas irritiert zur Seite, wahrscheinlich in Richtung der Navigationskonsole, die nicht auf seinem Hauptschirm zu sehen war.

»Wir befinden uns immer noch in einem hohen Orbit um XOSS«, bestätigte Migaschscher dann.

»Dann sind Sie genau da, wo Sie sein sollten«, kommentierte Roolar.

»Warum fragen Sie?«, wollte Migaschscher wissen. Sie wirkte gar nicht wie die Person, als die einige Besatzungsmitglieder sie beschrieben hatten. Er hatte es mit einer menschlichen Frau zu tun, die dem Kommando der *Pulsar* mehr als gewachsen schien und das auch genau wusste.

»Ein Techniker ist bei der Auswertung der Sensorlogbücher unseres Schiffes auf das folgende Bild gestoßen«, sagte er und sendete eine entsprechende Datei. »Wir haben es optimiert, die Rohdaten schicken wir Ihnen auch, wenn Sie sie haben wollen.«

Die andere Kapitänin sah sich die Datei auf der holographischen Konsole vor ihrem Platz an und wirkte sehr verunsichert. »Stimmen die Positionsdaten?«

»Ja«, antwortete Roolar knapp und sah förmlich Migaschschers Gedanken in ihrem Gesicht.

»Es kann nur die *Quasar* sein!«, war sie sich sicher.

»Ja, das habe ich im ersten Moment auch gedacht«, kommentierte der Kapitän. »Ist sie aber nicht, und die *Nova* ist es auch nicht.«

»Das kann unmöglich sein!«

Roolar erhob sich wieder aus seinem Kommandosessel.

»Es scheint, dass die Toach noch ein Universalschiff gebaut haben. Einen vierten Drilling sozusagen! Im Verborgenen, ohne, dass die Gemeinschaft etwas davon mitbekommen hat.«

»Das macht mir fast noch mehr Angst als dieser ganze Krieg. Wer weiß, was sonst noch alles vor uns versteckt wurde«, folgerte Migaschscher düster.

»Mich würde auch interessieren, wie schnell sie dieses Schiff gebaut haben«, kommentierte Roolar. Jeder wußte, dass Schiffe in der Größe der Universalschiffe Jahrzehnte für die Entwicklung brauchten. Jahrzehnte! Damals wußte man noch nicht einmal von den Fenor! Als die drei Universalschiffe der Gemeinschaft auch mit der Hilfe der Toach gebaut wurden, lebte man noch in einem goldenen Zeitalter. Seit dem neuen Jahrtausend und den vielen Kriegen dachte keiner mehr an neue Schiffe dieser Größe.

»Die bloße Existenz ist schon eine Bedrohung für die Gemeinschaft. Denn entweder haben die Toach uns

schon lange Informationen vorenthalten oder sie können sehr schnell riesige Raumschiffe bauen.«

»Wir versuchen, mehr herauszufinden, Kapitänin Migaschscher. Unterdessen wäre es für die ganze Flotte gut, wenn Sie den Kilo-Edlat-Antrieb wieder in Gang bringen könnten«, riet Roolar. Es war kein Vorwurf darin. Seit den schnellen Schiffen der Gemeinschaft die Lizenzen entzogen wurden, waren alle Schiffe wieder gleich langsam in der Gemeinschaft. Ganze Heere von Wissenschaftlern waren mit der Lösung dieses Problems beschäftigt. Und die Ingenieure auf den betroffenen Raumschiffen wie der *Pulsar*.

»Wir arbeiten daran«, versprach daher Migaschscher und trennte die Verbindung. Der Kapitän sah sich wieder das Bild von diesem unbekanntem Universalschiff an. Wenn es so gut bewaffnet wie die *Pulsar* war und einen fähigen Kapitän hatte, hätten die Toach mit den ganzen anderen neuen Raumschiffen eine Chance im Krieg gegen die Fenor. Hoffnungsvoll stimmte ihn dieser Gedanke aber nicht.

Container

Schweiß stand auf seiner Stirn, als er das Inspektionsboot vorsichtig durch die Containerlager steuerte.

»Was machen Sie da draußen, Kommandant?«, rief ihm die Stimme von Beata Nores ins Ohr.

»Ich bin ja gleich wieder da«, wick Kommandant Jorn Ruppen aus und fragte sich, wie lange er selbst nicht mehr am Steuer eines Raumschiffs gesessen hatte.

»Wir wissen immer noch nicht, was es ist. Soll ich nicht doch besser eine Staffel Jäger starten lassen?«, fragte die Leiterin des Sicherheitsdiensts an Bord der Raumbasis Dreiwegen.

»Es könnte auch nur eine Sensorstörung sein«, relativierte Jorn. Aber er war sich ziemlich sicher, dass es genau das nicht war. »Und außerdem ist es eine willkommene Gelegenheit, dass ich selbst noch mal fliege!«

»Ich habe jetzt ein kurzes Echo bei 2-12-2 gehabt«, sagte Beata, während Jorn versuchte, nicht zu nahe an die Raumcontainer zu fliegen. Er konnte es sich nicht leisten, auch noch einen Schaden zu verursachen und dann befragt zu werden. Es würde alles ans Licht kommen.

»Dann fliege ich da hin!«, bestätigte Jorn und bog hinter dem nächsten Containerfeld in die entsprechende Richtung ab.

»Wenn es jetzt aber doch Piraten sind?«, fragte Beata noch.

»Das halte ich für sehr unwahrscheinlich«, entgegnete Jorn. Das er sich sicher war, dass es sich diesmal garantiert nicht um Piraten handelte, konnte er ihr natürlich nicht sagen. Außer, wenn die Gräfin ihm nicht mehr vertraute ...

Er flog aus dem inneren Containerfeld heraus. Dort lagerten die Schnelldreher, die nach wenigen Tagen wieder an Transporter befestigt wurden und *Raumbasis Dreiwegen* wieder verließen. Vor dem Kommandanten lag der Schiffsfriedhof, der nach 5012 entstanden war. Als die Toach mit dem neuen Antrieb die Raumfahrt auf den Kopf gestellt hatten, strandeten immer mehr Schiffe mit konventionellen Antrieb hier. Die Bedeutung der alten Raumbasen war innerhalb von nur fünf Jahren so stark zurückgegangen, dass auch Jorn improvisieren musste, um über die Runden zu kommen.

»Neues Echo aus 2-13-2«, meldete Beata. »Ich kann eine Sensorstörung ausschließen.«

»Irgendwas Brauchbares über das Objekt?«

»Nein. Es kann alles sein, aber ich vermute, es kommt aus dem Raum der Toach.«

»Ich bin gleich da«, bestätigte Kommandant Rellam seiner Sicherheitschefin. Innerlich fluchte er. Was auch immer es war, es kam seinem eigenen Geheimnis zu nah. Und wenn es dann auch noch von den Toach kam ...

Die Toach hatten dreizehn Jahre lang den Kilo-Edlat-Antrieb zur Verfügung gestellt. Das war lange genug, dass sich der ganze interstellare Transport auf diese Technologie einstellte. Und dann hatten sie vor zwei Jahren die Lizenzen zurückgezogen und die Logistik damit ins Chaos gestürzt. In diesen zwei Jahren war es noch nicht gelungen, genügend herkömmliche Schiffe zu reaktivieren und den Transport darüber abzuwickeln. Goldene Zeiten für Piraten, die ihre eigene Infrastruktur nie aufgegeben hatten.

Er kam in den Aussenlagern an, in denen Fracht teilweise über Jahre lag, bevor sie wieder bewegt wurde. Und im Containerkubus 2-15-1, den er jetzt anflieg, gab es eine spezielle Gruppe von Containern,

die noch nicht einmal von der Lagerverwaltung seiner Raumbasis verwaltet wurde. Zufrieden stellte er fest, dass hier alles in Ordnung war.

»Noch ein Echo?«, fragte Jorn in das Funkgerät.

»Nein. Wo sind Sie?«

»In der Nähe vom letzten Echo.«

»Halten Sie sich verborgen!«, empfahl Beata. Und nichts anderes hatte Jorn vor. Er schaltete den Kanal zur Kommandozentrale stumm und nahm einen kleinen Kommunikator aus einer Innentasche seiner abgewetzten Uniform.

»Ist die Gräfin zu sprechen?« fragte er leise hinein.

»Moment«, antwortete eine anonyme Stimme. Es dauerte ein paar Sekunden, bis eine ihm bekannte Stimme antwortete:

»Was gibt es?«

»Wir haben einen Eindringling im Außenlager. Ist das einer von Ihren Leuten?«

»Nein, ich halte mich an die Abmachung. Das sollten Sie auch tun!«, empfahl die Gräfin.

»Das tue ich. Zurzeit versuche ich, das Lager zu schützen!«

»Dann finden Sie heraus, wer der Eindringling ist. Sonst tun es meine Leute!«, rief die Gräfin und trennte die Verbindung. Jorn wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wenn die Gräfin sich einmischte, war er seinen Posten los. Und wenn er sich ihren Anweisungen widersetzte, konnte es durchaus auch sein, dass er eines Morgens einfach nicht mehr aufwachte. Also musste er den Eindringling selbst identifizieren.

Jorn flog mit dem Inspektionsboot weiter.

»2-14-1!«, rief Beata aus dem Funkgerät.

»Bin in einer Minute da!«, bestätigte Jorn und durchquerte den zehn Kilometer breiten Korridor zum nächsten Containerkubus. In diesem Feld lagen Tausend Container, die offiziell registriert waren. Ein

schneller Blick auf die Lagerliste verriet ihm, dass einige der Container hier schon seit 200 Jahren lagen, als die Basis eröffnet wurde.

»Gibt es hier irgendwas, dass einen Diebstahl lohnen würde?«, fragte er Beata. Er hörte, wie sie im Kommandozentrum ebenfalls durch die Listen ging, während er durch seine Panoramakuppel zwischen den Containern umhersah, ob er nicht etwas Verdächtiges erkennen konnte.

»Da gibt es schon Einiges«, begann Beata.

»Da!«, rief Jorn dazwischen. An einem uralt wirkenden Container klebte ein winziges Raumschiff. Er aktivierte einen Suchscheinwerfer und tauchte das kleine Objekt in gleißendes Licht. Gleichzeitig übertrug er das Bild an die Kommandozentrale der Basis.

»Ein kleiner Raumtoach!«, rief Beata erschrocken. Jorn näherte sich dem Container, der eine Signatur der Toach an der Außenhülle hatte.

»Bekommen Sie eine Registrierung?«, fragte der Kommandant, während seine Sicherheitschefin sicherlich die Datenbanken für Schiffe aller Völker durchging.

»Nein. Ich kann noch nicht einmal den Typ identifizieren«, gestand Beata.

Dann gingen plötzlich auch die Lichter des Raumtoach an und Jorn hatte das Gefühl, dass er sein Inspektionsboot ansah.

»Ich habe eine Staffel Jäger gestartet!«, informierte Beata den Kommandanten. Jorn nickte nur. Dann sah er noch einmal auf die Ladungsliste für den Container: Er war leer. Offiziell zumindest.

Der Raumtoach bewegte seinen Kopf wieder in die Ausgangsposition zurück und stürmte los. Schneller als Jorn ihn mit den Augen verfolgen konnte, verschwand er zwischen den Sternen jenseits des Aussenlagers.

»Er ist weg«, informierte Jorn die Zentrale. »Sie können die Jäger wieder zurückrufen.«

»Was ist mit dem Container?«, fragte Beata. Jorn sah zurück und stellte fest, dass der Container jetzt von sich heraus leuchtete. Er begann sich zu verändern, entlang der langen Kanten tauchten plötzlich Antriebe auf, seine Form veränderte sich und er sah plötzlich mehr wie ein Raumschiff aus.

Und dann war er ebenso schnell fort, wie der Raumtoach keine Minute vorher.

»Haben Sie das gesehen?«, fragte Jorn.

»Ja. Aber glauben kann ich es nicht!«, bestätigte die Sicherheitschefin.

»Ich komme zurück zur Basis«, meldete der Kommandant und flog dann in einem Bogen zurück. Er machte noch einen kleinen Abstecher über sein privates Lager und meldete der Piratengräfin Karela Destraan, dass ihr persönliches Genlabor in der Raumbasis immer noch sicher war. Und damit auch seine lebenslange Versorgung gesichert war.

Als er wieder an Bord der Raumbasis war, zeigte ihm Beata ein Bild vom Raumtoach.

»Ich konnte einen ganz kurzen Moment hineinscannen, bevor der Raumtoach verschwunden ist. An Bord waren zwei Toach und eine unbekannte, aber starke Energiesignatur. Den Raumtoach konnte ich nicht mehr verfolgen, aber der Container nahm Kurs auf das Wrack der *Nova*«, berichtete Beata.

»Machen Sie eine Meldung an das Flottenkommando. Das ist jetzt deren Problem«, sagte Jorn erleichtert.

»Soll ich denen auch gleich sagen, dass Sie sich gut mit der meistgesuchten Pirätenkönigin der Gemeinschaft gut verstehen?«, fragte Beate so leise, dass nur Jorn Sie verstehen konnte.

Jorn wurde schlecht: Er hatte vergessen, das Funkgerät auszuschalten, als er der Gräfin Bericht erstattet hatte.

»Weiß das außer Ihnen noch jemand?«

»Noch nicht«, antwortete Beata breit lächelnd.

»Gibt es irgend etwas, das ich für Sie tun kann?«, fragte er vorsichtig.

Beatas Lächeln wurde noch etwas breiter.

Gagarons Erkenntnis

Gagaron wusste: Gerüchte gab es überall, auch an Bord der *Pulsar*. Nach der Abreise von XOSS waren jetzt nur noch wenige zivile Bewohner an Bord und die Dagebliebenen versuchten, ein Stück Normalität zu leben. Gerüchte gehörten dazu und in diesen schwierigen Zeiten gab es mehr Gerüchten als jemals zuvor. Vor allem unter den Toach, die zurzeit keinen guten Stand in der Gemeinschaft hatten, gab es jede Menge Gerüchte. Und diese tauschten sie nach ihren Gottesdiensten aus.

Es kamen nicht mehr viele von den verbleibenden 8700 Toach zu den Gottesdiensten. Vor allem die Gläubigen die *Pulsar* schon lange verlassen hatten. Aber der Geistliche hatte es als seine Pflicht empfunden, noch so lange an Bord des Schiffes zu bleiben, wie sich noch gläubige Toach hier befanden. Die Toach sehnten sich heute mehr denn je nach der Gemeinschaft ihresgleichen, daher wollte niemand so Recht nach Hause gehen. Die Gruppe, die in der Regel am Längsten hier blieb, bestand aus Gagaron, einem Computertechniker, einem Soldaten namens Mempitar und Rernatren, einem Händler.

»Ich glaube, die versuchen jetzt, uns alle loszuwerden«, behauptete Rernatren, während sich die anderen Gottesdienstbesucher schon auf den Ausgang zubewegten. *Die*, das waren die Gemeinschaftsbürger der *Pulsar*. Seit dem Austritt der Toach aus der Gemeinschaft und den damit verbundenen Tumulten war das Verhältnis zwischen Toach und den anderen angespannt.

»Wie kommst du denn darauf?«, fragte Gagaron. Rernatren bekam immer als erster die besten Informationen. Aber leider waren oft auch Gerüchte dabei.

»Die Einladungen, die seit gestern ausgesprochen werden. Die wollen mit jedem einzelnen Toach alleine sprechen«, erklärte Rernatren. »Mit mir haben die auch schon gesprochen. Haben gefragt, ob ich mich als Gemeinschaftsbürger verstehe. Ob ich zurück nach ARATIS gehen will, was ich an Bord der *Pulsar* vorhabe.«

»Ich habe auch eine Einladung bekommen. Heute Nachmittag um 13 Uhr bin ich dran«, gab Gagaron zu. Natürlich war da Misstrauen auf der Seite der Gemeinschaft, das konnte er verstehen. Auf der Seite der Toach gab es das schließlich auch, sonst wären sie ja nicht aus der Gemeinschaft ausgetreten.

»Dann gehörst du mit zu den letzten. Ich habe mich schlau gemacht, in den letzten drei Tagen wurden die Registrierdaten aller Toach mehrfach angefasst. Als würden sie sicherstellen wollen, auch ja keinen zu übersehen«, berichtete Rernatren weiter. Er saß noch in einer der Bankreihen, die anderen standen im Gottesdienstsaal um ihn herum.

»Ich werde mich auf jeden Fall nicht freiwillig befragen lassen«, ließ Mempitar wissen. Der bedrohlich aussehende Soldat stand neben Gagaron und hatte nicht einmal während des Gottesdienstes seine Waffen abgelegt.

»Mir ist es egal. Ich habe nichts zu verbergen«, entgegnete Gagaron.

»So? Und warum bist Du noch hier auf der *Pulsar*?«, fragte Mempitar verächtlich.

»Ich bin Computertechniker, hier ist meine Arbeit und meine Heimat. Ich lebe jetzt schon seit dem Jahr 5018 an Bord. Ich habe meine Freunde hier ...«

»Und die reden plötzlich nicht mehr mit dir, sofern es keine Toach sind«, fiel ihm Mempitar ins Wort. Gagaron schwieg. Er wollte nicht zugeben, dass sich tatsächlich ein großer Teil seiner bisherigen Freunde kaum noch mit ihm unterhielt.

»Ich muss Rernatren Recht geben«, schloß der Soldat. »Die haben vor, uns loszuwerden. Ich kann mir kaum vorstellen, dass die nur mit uns reden wollen. Dafür der ganze Aufwand? Und koordiniert wird das Ganze von niemand geringerem als Akarisa!«

»Der ehemalige Vize-Kapitän?«, fragte Reratren erstaunt.

»Ja. Er ist seit ein paar Tagen auch wieder mit einer Brückenberechtigung ausgestattet und hat das Kommandozentrum seitdem kaum verlassen«, bestätigte Mempitar.

»Das bezweifele ich«, meinte Gagaron. Aber tief in seinem Inneren wusste er plötzlich, das es der Wahrheit entsprach. In diesem Moment entbrannte ein so starkes Interesse an dieser Tatsache, dass es ihn nicht mehr loslassen wollte. Jeder Toach wusste, warum Akarisa nicht mehr Vize-Kapitän war. Seit dem Austritt der Toach aus der Gemeinschaft gab es keinen einzigen Toach mehr im Kommando des Schiffs. Akarisa hatte aber zuerst das Schiff vor dem Chaos gerettet und allzu militante Toach in die Grenzen verwiesen. Daher hatte er auch keinen guten Stand mehr in seinem eigenen Volk und war ein Einzelgänger geworden.

»Ich habe es von einem liberalistischen Bekannten, dessen Bruder auf der Brücke arbeitet«, bestätigte der Soldat.

»Akarisa wieder auf der Brücke! Das ist sehr seltsam. Ich hatte immer gedacht, die trauen ihm alle nicht mehr«, vermutete der Händler.

»Dann müsste sich das ja geändert haben«, sagte der andere Soldat missmutig. Das konnte sich keiner so richtig vorstellen. Wie sollte Akarisa einer ihm ständig misstrauenden Gemeinschaft seine Loyalität beweisen können? Erinnerungsfetzen der letzten Zeit tauchten vor seinen inneren Auge auf. Er fühlte sich, als suche er fieberhaft nach einer Information, wusste

aber nicht, wonach. Die Erinnerungen kamen ganz zufällig, als habe er die Kontrolle über sein Gedächtnis abgegeben. Und dann hatte er etwas gefunden:

»Ich habe in der Computerabteilung vor wenigen Tagen Einzelteile gesehen, die man zu einem Gerät kombinieren könnte, mit dem jemand Toach programmieren kann. Allerdings wurde keine der Komponenten von Toach gefertigt, sie alle stammten von Menschen«, platzte es aus ihm heraus.

»Wieso sollte jemand Toach programmieren?«, fragte Rernatren ungläubig. Das wäre eine Ungeheuerlichkeit! Auch auf ARATIS, ihrer Heimat, würde niemand leichtfertig in die Programmierung eines Toach eingreifen. Nur bei ernststen Problemen war das gestattet.

»Immerhin sind wir im Krieg«, meinte Mempitar schließlich mit einem Achselzucken.

Gagaron sah Rernatren an. Von den dreien war er der einzige, der schon in einem Gespräch gewesen war. War er nicht anders als vorher? Er sah noch genauso aus, aber als er ihn forschend ansah, bekam er den Eindruck, dass etwas an ihm fehlte. Er konnte es nicht besser beschreiben, aber in ihm begann eine heiße Wut zu kochen, die er nicht von sich selbst kannte. 8700 Toach lebten an Bord. Wie viele von ihnen waren bis jetzt schon befragt worden? Wahrscheinlich mehr als die Hälfte, vielleicht waren gerade noch knapp 1000 Toach nicht bei den Gesprächen gewesen.

»Und sie haben nur mit Dir gesprochen?«, fragte Gagaron den Händler.

»Ja«, bestätigte der, als er seine Erinnerungen noch einmal durchsah.

»Prüfe das!«, donnerte jetzt Mempitar und Gagaron konnte in seinen Augen dasselbe Feuer sehen, das er in sich spürte. Die beiden waren verbunden, sie dienten

jetzt in diesem Moment der gleichen Sache. Und dann wurde Rernatren plötzlich ganz aufgeregt:

»Es fehlen zehn Minuten Erinnerung in meinem Speicher!«, ließ er die anderen wissen.

Gagaron und Mempitar sahen sich an, während der Zorn in ihnen beiden immer weiter wuchs. Gagaron erkannte: Es war nicht nur eine Möglichkeit, die Gemeinschaft war in der Lage, Toach zu manipulieren und sie hatte es getan!

Plötzlich schaltete etwas in ihm in den Wartungszustand. Nur für den Bruchteil einer Sekunde konnte er sehen, dass es auch bei Mempitar passierte und er wusste, dass auch auch anderen Toach, die noch nicht zum Gespräch gegangen waren, Teil ihrer Bewegung wurden. Rernatren schien davon nichts zu bemerken. Gagaron hatte das Gefühl, eine brennende Toach mit einem Widderschädel in seinem Kopf zu haben, die auf Rache schwor. Und dann wurde das Soldatenprogramm in ihm aktiviert und er bekam wie alle anderen Toach auch ein persönliches Ziel zugewiesen: Seins war Naï Migaschscher auf der Brücke der *Pulsar*.

